Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 101 (1960)

Artikel: Der Uerte-Vogt
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033561

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Uerte-Vogt

Erzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Hinter verschlossenen Kammer-Fenstern saß Frau Agnes. Die Lampe hatte sie mit einem dunklen Tuch abgeschirmt. Auch die Fensterläden waren zugezogen. Nicht wegen dem Kind, das mit roten Backen und blonden Kraushaaren im Bettli lag. Es hätte auch bei hellem Licht glückselig weiter geschlafen. Vor die breiten Betten hatte sie einen Stuhl hingestellt, dorthin wo der schmale Lichtkegel fiel. Dort saß sie seit Stunden, stopfte Strümpfe und Socken. Auf der Bettdecke lag ein Bündel zum Flicken bereit. Auf die Kommode nebenan legte sie die Ausgebesserten hübsch in Reih und Glied. Ihr ernstes und anmutiges Gesicht war tief über die Arbeit gebeugt. Bei jedem Geräusch hob sie jedoch den Kopf und lauschte in die nächtliche Stille.

Dann und wann knackte ein Kinderbett im oberen Zimmer, ein Balken krachte oder der Wind kam auf und fingerte unter die Schindeln hinein, rüttelte an einem losen Laden und verzog sich dann wieder in den Wald hinüber oder weiter zu den Felswänden hin. Aus dem Halbdunkel schimmerte das Gold einer alten Muttergottesstatue. Von dort her suchte die fleißige junge Frau Kraft zum Gebet, das ohne Unterbruch ihre Lippen bewegte.

Nun straffte sich die Gestalt. Mit gespannten Zügen lauschte sie auf die verhaltenen Schritte, die vorsichtig dem Hause näher kamen. Die Haustüre wurde aufgeschlossen. Die Angeln ächzten. Dann fiel ein Schuh auf den Steinboden. Die Küchentüre schlug an. Ein leises Klirren von Geschirr drang durch die Wand.

Die Frau in der Kammer packte die Strümpfe und Socken weg, nahm flink das Tuch vom Lamenschirm, löschte das Licht und ging in die Küche hinaus. „Kaspar", sagte sie zu ihrem Mann, „ich habe Dir ein schönes Stück von dem Braten zurechtgemacht und hier ist frisches Brot."

Der junge Bauer hatte bereits sein Militärmesser aufgemacht, drehte sich um und sagte: „Danke, bist Du noch auf? Warum?" „Eh nun, ich hab noch so viel zu flicken", sagte sie verlegen, „und der Domini ist so unruhig. Da hab ich mir gedacht, statt zehnmal aufstehen, bleibe ich lieber gleich sitzen. Er schläft aber jetzt." Unruhig tappte Kaspar auf seinen Socken in der Küche umher. Brot und Fleisch und das Messer in den Händen sagte er barsch: „Ich hab kein Licht gesehen." „Ja weißt Du," entgegnete sie, „wegen dem Kleinen haben ich die Lampe verhängt." Ihr Blick glitt prüfend und voll Angst über sein Gesicht. Bier- und Schnapsgeruch schlugen ihr entgegen. „Warum bist Du noch auf, lüg mich nicht an", begehrte er auf. „Ich geh jetzt gleich. Ich wollte Dir nur zurecht helfen", sprach die Frau, wendete sich der Türe zu und ging. „Wenn Du schon da bist, bleib hier", ruft er ihr nach, wird plötzlich freundlicher, „nimm auch von dem Braten, er ist gut."

Zögernd kommt sie ihm näher. Ihre Finger zittern, da sie nach dem dargebotenen Stück Fleisch greift. Er sieht es und frägt: „Hast Du Angst?" Sie tritt ins Halbdunkel zurück, schneidet sich ein Stück Brot ab und schweigt. „Ob Du Angst hast, frag ich!" Sie schaut ihn an, wie er da steht, im Sonntagsgewand, ohne Schuhe, die Kravatte zerknüllt, die Haare zersaust, mit irrlichterndem Blick, der zwischen Trunkenheit und Zorn umhergeistert. Sie schaut ihn an, mit Augen voll Güte und Mitleid und sagt: „Angst, nein. Ich fürchte nur es sei heute abend bei Eurer Uerte-Versammlung nicht gut gegangen. Ich habe mich schon lange vor dieser Versammlung gefürchtet. Aber wollen wir jetzt nicht bald schlafen gehen, es ist spät."

Drohend kommt er auf sie zu: „So, schlafen möchtest Du? Es interessiert Dich wohl nicht, ob Du recht bekommen hast oder ich?" „Morgen Kaspar, morgen kannst Du mir erzählen," sagt sie mit milder Stimme, „sonst

wecken wir die Kinder. Nimm noch ein Stück Braten und dann komm." Mit verhaltener Wut beginnt er zu sprechen, kauend, das eine Auge halb geschlossen: „Also, damit Du es gleich weißt, Du hast gesiegt. Und mir haben sie eins aufs Dach gegeben. So steht's! Das ganze Geld der Korporation wird in die Renovation hinein verpulvert, die gar nicht notwendig ist. Nur weil ein paar fromme Weiber eine schöne weiße und goldige Kapelle haben wollen. Noch fünfzig Jahre wäre die gut genug gewesen. Wer bezahlt das Geld dafür? Die Weiber? — Wer bezahlt die Steuern? Die Weiber? Alle haben sie aus Angst vor ihren Weibern dafür gestimmt, alle, nur ich nicht. Diese Angsthasen, diese Verschwender!" Mit seinem blitzenden Messer herumfuchtelnd drängt er seine Frau von der Türe weg zum Herd hinüber.

In ihrer Not will sie ihn beschwichtigen und sagt mit bebenden Lippen: „Aber wenn schon ein Stück von der Kirchendecke herunter gefallen ist. Denk doch, Kaspar, von so weit oben herab, das könnte ja Frau und Mann, das könnte ja eines unserer Kinder erschlagen." „Was ist heruntergefallen, was? Ein wenig Gips. Und wann? Wer weiß ob das nicht der Sigrist abgeschlagen hat." Lauter als ein Stier im Stall brüllt der Mann: „Das sind alles Machenschaften. Dahinter stecken die Profitler und Du und die andern dummen Weiber, die hinter dem Kaplan nachsegeln. Von denen kümmert sich niemand ob man den Zins bezahlen kann, ob man die Kuh schuldig bleiben muß. Wenn sie nur Geld zum Fenster hinauswerfen können. Zu armen Tagen bringt Ihr uns auf diese Art, an den Bettelsack, ab Grund und Boden." Die fettige Faust mit dem scharfen Messer fährt blitzschnell vor dem verängstigten Gesicht vorbei. Ein entsetzlicher Schrei gellt in die Nacht hinaus. „Schrei nur", brüllt er, hättest vorher geschwiegen, müßtest jetzt nicht schreien." — Nun fliegt der Braten in die Ecke, der Brotteller und der Pfannendeckel hintennach und eine Flut von Flüchen, Vorwürfen und Anschuldigungen hagelt auf die Frau ein, die ihr Gesicht mit zitternden Händen schützt und dem gewaltig Wütenden nicht entweichen kann. — Auf der Stiege heulen die Kinder in ihren Nachthemden. In der Kammer schreit der kleine Bub. Der Hund reißt an seiner Kette. Und nun fliegt die Haustüre auf, als hätte sie der Sturmwind zurückgeschlagen. „Kaspar", ruft eine helle Stimme im Hausgang, „Kaspar besinn Dich doch!" — Ein Mädchen steht unter der Küchentüre, in einen Mantel gehüllt, mit offenen Haaren, mit bloßen Füßen, eilt auf den drohenden Mann zu, greift nach seiner erhobenen rechten Hand und sagt: „Gib das Messer her, Kaspar! Laß das Messer los!" Schon hat aber das Mädchen des Mannes Faust geöffnet, die Klinge zugeklappt und in eine Schublade geworfen. Nun dreht sie den verblüfften Mann um, schaut ihm ins Gesicht und sagt ruhig und sicher: „Kaspar, besinn Dich. Das bist nicht Du! Das tust Du nicht! Komm mit mir in die Stube." Es legt ihm beide Hände

Dort saß sie seit Stunden, stopfte Strümpfe und Socken

auf die Schultern. „Du siehst übel aus, Kaspar, Dir ist nicht gut, Du hast Fieber. Ich kenne das, komm jetzt.“

Endlich findet der tobende Mann Worte: „Wie bist Du hergekommen, Mariann? Wieso bist Du da?“ Das Mädchen läßt ihn nicht weiter reden. „Du hast mich gerufen. Siehst Du, Kaspar, Du hast mich gerufen und weißt es nicht mehr, ich sags ja, das ist das Fieber, komm jetzt.“ Mit einem schnellen Blick bedeutet Mariann seiner Schwester heimlich zu verschwinden und führt den schwankenden jungen Mann, der seiner kochenden Wut kaum Herr wird, in die Stube hinein.

Frau Agnes flieht die Stiege hinauf, nimmt das frierende Bethli auf den Arm, das Vreneli an der Hand und stößt den erschrockenen Domini vor sich her. Wie kann sie nur alle die verängstigten Fragen beantworten, den fürchterlichen Schrecken dieser Nacht erklären. Sie legt die beiden Mädchen ins Bett. Geht dann in die Bubenkammer hinüber und spricht leise mit ihnen.

Unterdessen hat Mariann den tobenden Schwager an den Tisch und zum Sitzen gebracht. Wieder will er von der Uerte-Versammlung berichten, wieder steigt ihm der Zorn hoch. Das Mädchen setzt sich zu ihm hin, legt ihm die Hand auf die Stirne. „Siehst Du, man soll nicht mit Fieber an eine Uerte-Gemeinde gehen. Agnes soll Dir nachher einen Kräutertee machen. Das ist mir aber jetzt auch ein Pech, daß Du just an dem heutigen Abend krank werden mußt. Zeig mir den Puls. Natürlich mit dem Puls solltest Du schon lange im Bett liegen und dem Arzt berichten. Der klopft ja in Deiner Ader wie ein Bohrhammer.“ Während seinem Reden findet es endlich Zeit, sein hastig übergeworfenes Kleid zurecht zu ziehen und den Mantel zuzuknöpfen. Schweigend sitzt Kaspar hinter dem Tisch. Seine Augen funkeln und stieren auf die Schieferplatte. Seine Finger krampfen sich zu Fäusten. Mariann spricht ruhig und ohne Pause und flicht seine Haare zu Zöpfen, wilde dunkle Haare, die sein immer noch bleiches Gesicht umrahmen.

Langsam wird Kaspar ruhiger. Immer wieder will er sprechen und auffahren. Die guten Worte des Mädchens aber gewinnen die Oberhand. „Versuch einmal ob Du noch gehen kannst, Kaspar, trotz dem Fieber allein in die Kammer gehen kannst.“ Und wirklich erhebt er sich, stützt sich auf den Arm des Mädchens und geht wie ein Schwerkranker auf die Kammertüre zu. „Ich brau Dir jetzt geschwind einen Fiebertee“, sagt Mariann und eilt in die Küche. Dort räumt es das zerschlagene Geschirr weg, macht Feuer, gießt Wasser in die Pfanne, dann steigt es lautlos in die Bubenkammer hinauf. Zwischen den Betten, in denen die Buben ruhig schlummern, sitzt die junge Frau, betet und weint.

Auf einen leisen Wink hin kommt sie in den Gang hinaus. Ein umflorter Mond wirft fahles Licht auf den rauhen Bretterboden. Schluchzend lehnt sich Agnes an ihre Schwester und frägt: „Muß ich jetzt zu ihm in die Kammer?“

Des Mädchens Hände streichen sanft über ihre Haare und eine liebe gütige Stimme spricht: „Du weißt, daß er morgen wieder der gute Vater ist und ein besorgter lieber Mann. Du kannst auch hier oben bleiben, wenn Du willst. Sei gewiß, in einer halben Stunde schläft er. Er wartet noch auf den Fiebertee. Ich bleibe da, solange noch eine Gefahr besteht.“ Lautlos tasten die Beiden die Stiege hinunter.

Eine Stunde später öffnet eine braune, kräftige Mädchenhand die Haustüre, eine schlanke Gestalt tritt in den bleichen Mondschein hinaus und geht leise über die Steinplatten und dann den Fußweg hinunter, an Busch und Ahorn vorbei und hinüber zum hochaufragenden Nachbarhaus.

Wie ein feiner Herr unfein behandelt wird.

Kein Obstbaum ziert Hang und Matten in Heiterschwand. Spät weicht der Schnee aus den Klüften und Gräben. Eiskalt ist das Wasser im Heiterbach auch im Sommer. Auf der Schattenseite steigt der Fels aus den Weiden hochauf zu schroffen Zacken. Weithin dehnen sich die Matten auf der Sonnenseite. Wetterfeste Häuser und behäbige Ställe stehen verstreut, silbergrau auf der Wetterseite, braun und fast gar schwarz dem Mittag zu.

Auf der hohen Fluh, könnte man das kleine Hochtal auch nennen, das sich dem Wan-

derer nach vielen Kehren und steilen Windungen der Straße unvermutet öffnet. Heiterschwand wird es genannt, wohl weil es wie eine Sonnenstube daliegt, nach schattigem und zerklüfteten Aufstieg alle Freuden der Sommersonne ausbreitet. Die kurze Zeit des Blühens und der Ernte vermag jedoch nicht viele Familien zu ernähren. Das Schulhaus ist klein. Aber die Kinder, die in den zwei Räumen auf den Bänken herumrutschen und jeden Mittag und Abend aus der Türe purzeln, sind gesund und ihres Lebens froh.

Wenn auch die Leute von Heiterschwand keine eigene Gemeinde bilden, ihre politische Zugehörigkeit zum nächsten Dorf im Tal macht ihnen wenig Ungemach. Haben sie doch eine eigene Uerti, eine uralte Korporation, deren ansehnliches Vermögen in weiten Wäldern und einem so fruchtbaren Alptal besteht.

Jedes Jahr treten die Korporationsbürger zu ihrer Uerte-Gemeinde zusammen, jedes Jahr sitzt der alte Melk zu oberst am Tisch und führt die Verhandlungen. Seit Jahrzehnten ist er der unbestrittene Präsident, der Uerte-Vogt.

Ein grauer Bart wuchert auf seinen Backen, ein stacheliger Schnauz kitzelt seine Nase. Helle, listige Augen blitzen unter den buschigen Brauen hervor. Breit sind seine Schultern und groß war seine Gestalt vordem ihm das Alter den Rücken krummbog. Immer noch geht er ohne Stock, auch im Winterwind ohne Halstuch. Er sitzt auf dem vordersten Heimen, dem Vordersaß und ist dort der allmächtige König, so gut wie er über die Uerte wacht und herrscht.

„Gib das Messer her Kaspar!"

Seine Frau ist ihm vor anderhalb Jahrzehnten gestorben, sein Sohn in den Flühen auf der Jagd umgekommen. Nun lebt er mit einer Schwiegertochter und den acht Enkelkindern zusammen, von denen die kleinsten nicht wissen warum er der Großvater und nicht ihr Vater ist. In jungen Jahren hat er mit Vieh und Käse Handel getrieben, hat ennetbirgische Märkte besucht und fremde Sprachen gelernt. Hat goldene Münzen heimgebracht und alle für das Heimen Vordersaß hergegeben. Er weiß den Rappen zu schätzen und kann den Franken leicht ausgeben, wenn er weiß, daß er doppelt wieder zurückkommt. Kein Arzt hat ihm seine Brissago verboten, weil er nie zu einem Doktor gegangen ist. Der Tierarzt fährt meist ohne Gruß an seinem Stall und Haus vorbei, wenn er nach Heiterschwand gerufen wird.

Nun sitzt der alte Melk in seiner Stube, sein Hemd ist wahrscheinlich bei der letzten und vorletzten Wäsche vergessen worden. Seine Hosen zeigen Flicke aller Farben. Seine bloßen Füße stehen behaglich und behäbig auf dem Schragen unter dem alten Nußholztisch und seine Augen verfolgen das langsame Wachsen der weißen Asche am Ende seiner Brissago.

Ihm gegenüber sitzt ein feiner Herr, hat Pläne und Schriften vor sich ausgebreitet und redet wie ein Advokat. Der alte Melk hört zu, verzieht keine Miene, nur dann, wenn der Herr einen neuen Anlauf seiner Ueberredungskunst unternimmt und ihn mit „Herr Korporations-Präsident" anredet, dann sagt der Melk: „Uerte-Vogt".

Der feine Herr hat schon lange einen trokkenen Mund, trotzdem er so viel von Wassermassen, von Sekundenlitern und Regenmengen spricht. Die Lippen rutschen ihm nur mühsam über die Zähne. Aber der Uerte-Vogt holt keinen Most und keine Milch, er betrachtet das blaue Räuchlein, das aus seinem Schnauz heraufsteigt und wirft nur dann und wann einen Blick auf die fleckenlose Glatze gegenüber, die sich bei besonders schwierigen Erklärungen wellenartig zusammenzieht. Es scheint ihm eine willkommene Unterbrechung zu sein, da sein ältester Enkel, Bläsi, in die Stube tritt und ihn bittet in den Stall zu kommen. Wortlos steht er auf, zwängt sich ächzend zwischen Bank und Tisch hindurch und geht hinaus.

Draußen spricht er ein paar Worte mit seiner Schwiegertochter. Dann fällt die Haustüre krachend ins Schloß. Frau Verena, kommt mit einem Strickkorb herein, setzt sich auf die Ofenbank und läßt die Nadeln im Strahl der Abendsonne blitzen, der aus des Großvaters Rauch breite Bänder schneidet.

Der Herr am Tisch hat inzwischen ein feines, farbiges Tüchlein aus der Tasche gezogen, hat damit seinen Glatzkopf, seine Stirne und den Nacken blankgerieben und weiß nun nicht, soll er zusammenpacken oder auf den Uerte-Vogt warten. Frau Verena fängt an vom Wetter zu berichten. Es sind dies die ersten, zusammenhängenden Sätze, die der feine Herr in dieser Stube zu hören bekommt.

Sie spricht vom Schönwetterwind und der Trockenheit, vom Herbst und vom Schnee. Von der Alpzeit und der Viehseuche, vom Eis im Bach und dem Hochwild, das zu gewissen Zeiten bis zu den Heugaden hinunter kommt; vom Gartengemüse und den Alpenrosen, die in den letzten Jahren alles überwuchern, von Enzenschnaps und Kilbikrapfen. Dann geht ihr langsam der Gesprächsstoff aus. Schweigend warten sie nun beide, bis der Melk endlich wieder die Türe aufmacht und hereinkommt, mit einer Miene, als sei er erst vor wenigen Augenblicken weggegangen.

Melk tritt an den Tisch und sagt: „Herr Doktor, ich muß wieder hinüber, die vorderste Kuh ist krank.“ Nimmt von den ausgebreiteten Papieren einen Plan und ein Blatt mit vielen Zahlen, faltet sie fein säuberlich zusammen, und steckt sie hinter den Rahmen eines Porträts an der Wand. „Die könnt Ihr mir dalassen. Ich will darüber schlafen. Ihr werdet ja wieder einmal hier heraufkommen. Behüt Euch Gott“. Der Herr zuckt unter dem kräftigen Druck der Hand etwas zusammen, stammelt einige Worte des Erstaunens, meint er habe nicht im Sinn gehabt solche Aktenstücke in fremde Hände zu geben. Aber bevor er mit seiner Erklärung ganz zu Ende ist, sieht er durch das Fenster den Herrn Korporations-Präsidenten seelenruhig in den Stall hinüber gehen. Also nimmt er hastig die Papiere auf dem Tisch zusammen, ordnet sie in seine Mappe, starrt lange auf die Akten, die hinter dem Bilderrahmen hervorgucken, schaut auf die Frau, die ebenfalls dorhin blickt und entschließt sich mit guter Miene Abschied zu nehmen.

Frau Verena geleitet ihn bis zur Türe. In der Stube bleiben nur die letzten Strahlen der Sonne, die mit dem aufgewirbelten Staub spielen.

Wie der Marti zu seinem schönen Namen kam.

Die Renovations-Arbeiten an der Kapelle sind sofort nach der Uerte-Gemeinde in Angriff genommen worden. Zuerst hat der alte Melk einen sogenannten Kirchengipser aus der Stadt kommen lassen. Der mußte feststellen, wie weit der innere Verputz verdorben sei. Das flinke Männlein hat ringsum die Wände abgeklopft, auf der Nordseite türgroße Stücke heruntergeschlagen, den Altar und die Bänke fingersdick mit Staub überdeckt und hat dann im Chor unter dem alten Verputz frühere Gemälde gefunden. Es ist darob von einem Entzücken in das andere gefallen und hat bis in die tiefe Nacht hinein gehämmert und geklopft.

Eine Woche später ist eine eidgenössische Kommission nach Heiterschwand gekommen. Die wohlbeleibten Herren haben die Kapelle von allen Seiten besichtigt, sind die Leitern hinauf geklettert, haben viele Seiten Notizblätter mit Zeichnungen überfüllt, haben in der Wirtsstube „Zum Gemsli“ ein reichhaltiges Mittagessen eingenommen, sind nachher wieder in der Kapelle verschwunden und

mit großen und weißen Flecken an den Kleidern herausgekommen.

Die drei Herren haben den staunenden Leuten erklärt, die alten, neuentdeckten Gemälde seien unerhört interessant und wertvoll. Die Kapelle müsse unter Bundesschutz gestellt und nach Angaben eidgenössischer Sachverständiger renoviert werden. Die Frauen und Bauern, die sich Zeit nahmen zuzuhören, haben nicht sehr viel von den Erklärungen verstanden, hauptsächlich deshalb, weil die drei Herren gleichzeitig sprachen.

Später kam ein Architekt mit dicken Brillengläsern und wirren, grauen Haaren. Auch er nahm Maße und zeichnete Skizzen in seinen Block, klagte über die große Feuchtigkeit der Mauern, wollte das Vorzeichen entfernen und Fenster versetzen. Daraufhin reiste der Uerte-Vogt für zwei Tage in die Stadt. Einige Wochen darnach erschien ein Baumeister vor der Kapelle. Der alte Melk brachte zwei Buben mit Pickeln und Schaufeln. Sie gruben rings um die Kapelle Löcher in den Boden, steckten Schwirren und legten Latten ins Gras. Die Leute, die im vorbeigehen stehen blieben, und jene, die den ganzen Tag aus den Fenstern guckten, und die von ennet dem Bach, die mit Fernrohr und Feldstecher zuschauten, sie alle konnten aus all den Vorbereitungen nicht klug werden, bis der Uerte-Weibel, der Marti, zu ihnen kam.

Der Marti hieß mit seinem vollen Namen: s'Tuisse-Chaspis-Verilis-Marti. Sein Großvater war ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Er wußte fast gar von jedem Fuchs und Dachs den Jahrgang und die Gemsen teilte er in Familien und Sippen ein. Wenn er sich in den Kopf gesetzt hatte den oder jenen Fuchs oder Dachs zu erlegen, dann ließ er Holz und Arbeit stehen und stieg in die Schrofen und Klüfte hinauf. Im kalten Winter bei Biswind und Glatteis wartete er einmal drei ganze Nächte lang auf einen schlauen Fuchs, ohne ihn vor die Flinte zu bekommen. In der vierten Nacht übermannte ihn der Schlaf. Er rutschte von seinem versteckten Sitz. Erwachte erst, da er schon in rasender Fahrt über den verharschten harten Schnee glitt, stürzte ins Tobel hinunter und fiel in den Heiterbach. Mit eingestauchten Rippen, blutendem Kopf und gebrochenem Arm, konnte er sich mit Not aus dem Wasser aufrichten und ans Ufer gelangen. Bis er seine Flinte gefunden hatte, waren seine Kleider schon Stein und Bein gefroren. So zugerichtet und in den Panzer seiner steifen Jagdmontur eingeschlossen schleppte er sich dem Bach nach, und kam just auf sein Haus zu, da sein Nachbar mit der Milch auf dem Schlitten in die Sennhütte fuhr. Einige Wochen pflegte ihn seine Frau mit Salben und Kräutern. Und da er wieder zu den Leuten kam, nannten sie ihn „Tuißer-Chaspi", weil er ihrer Ansicht nach das nächtliche Tuißen auf Füchse zu besonderer Kunstfertigkeit entwickelt und sich besonders ruhmreich hervorgetan hatte. Sein Sohn hieß Vereli und also mußte sein Großsohn s'Tuißer-Chaspis-Verelis-Marti heißen.

Kleines Heiligtum in den Walliserbergen
Foto B. Rast, Fribourg

Wahrscheinlich von Großvaters wunderbarer Heilung her, behielt der Marti eine besondere Liebe zu Kräutern und Salben, wußte über jede Blume, jede Wurzel, jedes Blatt Bescheid und kannte ihre heilenden und magischen Kräfte. Weil aber schon der Tuißer-Chaspi und dessen Vater Uerte-Weibel gewesen waren, übernahm auch der Marti dieses Amt mit allen Ehren und Pflichten. Jetzt schon krumm und hinkend geworden, umgab er sich auf seinen amtlichen Gängen von Haus zu Haus trotzdem mit einer besonderen Feierlichkeit.

Nun hatte ihm also der Uerte-Vogt aufgetragen alle arbeitsfähigen Korporationsbürger zur Fronarbeit an der Kapellen-Renovation aufzubieten und zwar, für die nächste Woche zuerst jene, die auf dem rechten Ufer des Heiterbach wohnen. Er verkündete den Befehl des Uerte-Vogts in jedem Haus mit Würde und Autorität, bekam sein Glas Most oder einen Schnaps und berichtete dann von den Urteilen der Kommission, von der Berühmtheit des Architekten und von der Subvention, die von der Eidgenossenschaft für die Kapelle zu erwarten sei. Mit jedem genossenen Schluck wurden die gefundenen Bilder in seinen Berichten wertvoller und die Subventionen höher.

Von einem wilden Mädchen und einem tapferen Bub.

Am Morgen des angesagten Tages kamen die Männer bei der Kapelle zusammen. Als erster erschien der Bauer von der Rohrweid mit Karette, Pickel und Schaufel. Er war auch der nächstgelegene und zugleich der ehrenamtliche Sigrist der Kapelle. Auch auf ihn hat sich das Amt seit Urgroßvaterszeiten durch Generationen vererbt. Dann tauchte der alte Melk auf, mit seinem ältesten Enkel dem Bläsi und noch drei Buben. Nach und nach kam eine währschafte Gruppe zusammen, Männer mit harten Gesichtern, krausbärtige und junge, unternehmungslustig und bereit, einen nicht all zu strengen Tag kurzweilig zu verbringen. Weil der Kaspar, vom nahegelegenen „Schlipf“ noch nicht erschienen war, begannen die Bauern zu werweisen, ob dieser verbissene Gegner der Renovation wohl kommen werde oder ob er es wage den Beschluß der Uerte-Gemeinde und das Aufgebot zu sabotieren.

Mit kurzen Worten erklärte der alte Melk was zu tun sei. Die Außenmauern müssen trocken gelegt, das Wasser vom Berg gesammelt und abgeleitet werden. Unterdessen kam Kaspar mit seinem Werkzeuge gemütlich den Fußweg herab, stellte sich hinten an und begrüßte mit Kopfnicken die zuhörenden Mannen. Die Leute wurden in Gruppen aufgeteilt und begannen wohlgelaunt zu pickeln und zu graben.

Ein frischer Herbstwind trug den Nebel fort und fegte dann und wann ein dürres Blatt von den Ahornbäumen. Die Sonne glitt in die tiefblauen Nebellöcher, ließ ihre Strahlen über die Wälder gleiten, die schon da und dort gelb und braun das kommende bunte Farbenspiel erahnen ließen. Selbstverständlich mußten die fleißigen Arbeiter nicht all zu lange auf einen kräftigen Trunk warten. Mariann, die Tochter von der Rohrweid, ging mit Krug und Glas von Mann zu Mann, lachend, rühmend, neckend, sagte scherzend sie sollen es doch mit ihrem Eifer nicht all zu weit treiben und ihr wenigstens bis Mittag noch die Kapelle stehen lassen, denn sie wolle doch mindestens noch einmal die Betzeitglocke läuten. Wo sie stand und wo sie ging, waren fröhliche Gesichter zu sehen. Marianns helle Stimme trug manch ein fröhliches Wort zu verschlossenen und ungewaschenen Ohren und zauberte auch ein Lächeln auf Gesichter, die vom harten Leben mit Runzeln und Furchen bedeckt waren.

Nur zwei Männer hielt sie etwas kurz. Der eine war Kaspar vom Schlipf, ihr Schwager. Dem konnte beim zweiten oder dritten Glas der Jähzorn hochfahren. Der andere war Bläsi, des Uerte-Vogts Enkel. Auch nachmittags, mit dem heißen Kaffee, wich sie den beiden aus. Nicht daß sie mit schnippischer Miene an ihnen vorüber gegangen wäre, eher so, als ob ein heimliches Einverständnis vorhanden sei.

Die Arbeit schritt rüstig vorwärts. Der alte Melk stapfte zwischen den Arbeitern und Gräben herum wie ein Feldherr. Befahl wo der Schutt gelagert werden solle, prüfte die freigelegten Mauern, maß die Tiefe der Gra-

bungen und fand kaum Zeit seine Brissago in Glut zu behalten. Als Letzter ging er vom Platz. Aber er war nicht der Letzte vom Vordersaß, der heimzu ging.

Bläsi hatte sich schon zur Zeit, da die ersten zum Melken heimgehen mußten, in die Rohrweid hinüber verzogen. Dort im Tenn reinigte er die Werkzeuge, stellte Pickel und Schaufeln in Reih und Glied und half dann dem Rohrweidler im Stall. Er wußte hier gut Bescheid. Schon als Schulbub war er hier gut zuhause gewesen. Seit jenem Sommertag, da er einmal tropfnaß mit einer seltsamen Last in die Stube hineingekommen war.

Mariann war damals ein sehr wildes Mädchen gewesen. — Seine Züpfen flogen den ganzen Tag. Nur mit Gewalt und schlimmen Strafen konnte man die kleine Erstkläßlerin zum Stillsitzen bringen. Kaum war die Schule beendet, hüpfte es die Stiege hinab, sprang über Hag und Busch, riß einem Buben die Kappe vom Kopf, einem Mädchen den Haarbändel aus, kletterte an Bäume hinauf und versteckte sich hinter Heu und Trog. Damals hatte am Vortag der Wetterwind gar übel gehauset. Hatte Ziegel wie Herbstblätter herumgewirbelt, Schindeln und Blech von den Dächern gerissen und Bäume entwurzelt. Vom Schulhausfenster aus sah das kleine Mädchen, daß eine große Esche umgeworfen worden war und nun quer über den Heiterbach lag. Diese Neuigkeit ging während dem Rechnen und Schönschreiben von Mund zu Mund. Nach der Schule wollten die Kinder diese neue Brücke erkunden.

Dreckig und naß brachte er das Mädchen heim

Mariann, mit seinen flinken Beinen rannte ohne umzublicken über die Matten, kletterte über den hohen Wurzelstock und trippelte mit seinen bloßen Füßen auf dem Stamm über das Wasser.

Der Bach, vom gestrigen Gewitter her trüb und angeschwollen, kam mit reißenden Wellen daher. Mariann konnte die Gefahr nicht erkennen. Es hatte nur das eine Ziel, als Erste auf dem andern Ufer zu sein. Und schon schwamm das rote Röcklein in der braunen Flut. Bläsi, damals ein wackerer Sechstkläßler, rannte dem Ufer nach, sprang ins kalte Wasser und konnte das umherwirbelnde Mädchen an den Züpfen erfassen, einen Arm ergreifen und auf einen Stein hinauf ziehen. Dreckig und naß, brachte er das Mädchen heim auf die Rohrweid und hinterher lief die Hälfte aller Schulkinder, die alle erzählen wollten, wie das Unglück zu und hergegangen sei, und die wissen wollten ob nun die wilde Mariann endlich ihren fälligen Anteil mit der Rute bekommen würde. — Seitdem sagt Bläsi oft dem kleinen Mädchen: „Du bist meins! Ohne mich wärest Du längst mausetot und unter einem schweren Grabstein.“ Mariann ließ sich solche Worte ohne Widerrede gefallen, gefiel ihr doch ihr tapferer Held gar nicht schlecht. Und konnte sich doch kein einziges der Schulkinder rühmen, einen eigenen Lebensretter zu haben. Auch die alten Weiblein und die wenigen grauhaarigen Jungfern von Heiterschwand sahen in diesem gefahrvollen Ereignis eine auffällige Fügung, die beiden seien

für die ganze Zukunft für einander bestimmt.

Deshalb war Bläsi immer gut zuhause auf der Rohrweid, deshalb fiel es auch niemand besonders auf, daß er am Tag der ersten Fronarbeit zum Nachtessen blieb und dann mit dem Vater, dem Seppli und Mariann einen Jaß klopfte. Bei ihm daheim waren gewiß Helfer genug. — Seine sieben Geschwister konnten gut Bläsis Arbeit für diesen Abend übernehmen. Der Uerte-Vogt-Großvater, würde wohl von dem aufregenden Tag müde bald zu Bett gehen und für einmal vergessen, alle seine Enkelkinder zu zählen.

Wie ein Vertrag immer länger wird.

Im Vordersaß beim alten Melk waren in letzter Zeit auffällig viele Automobile vorgefahren, feine Herren mit Mappen ausgestiegen und lange im Hause geblieben. Die Leute von der Heiterschwand erzählten, der Fuhrmann habe dem Uerte-Vogt eine ganze Kiste voll Weinflaschen gebracht, was noch nie in seinem langen Leben vorgekommen sei. Es schien ihnen ungeheuer, daß die Kapell-Renovation so viele Leute anziehe, da müßten ja die Kosten ins Unerschwingliche wachsen.

Jedoch wurde in der guten Stube des Uerte-Vogts nicht vom Zierrad der Kapelle, nicht von goldenen Heiligen, alten Bildern oder feinen Weinen gesprochen, sondern vom Wasser.

Der Glatzkopf war wieder dagewesen, ein Regierungsrat, Ingenieure und Fachleute von der Elektrizität. Jedermann wußte, daß der Bergsee im Nachbartal hinter den schroffen Schattenbergen, für ein Elektrizitätswerk gestaut werden sollte. Nun hatten die Herren von der Energie-Wirtschaft herausgefunden, das Gefälle wäre besser auszunutzen, wenn man das Wasser in einem Stollen nach Heiterschwand hinüber führen und dort über die hohe Fluh leiten würde. Dabei wäre es möglich, den Heiterbach auch noch in die Druckleitung einmünden zu lassen.

Das war der Plan, der in der Stube des Uerte-Vogts so lange zwischen Wand und Bildrahmen steckte. Der Stollen sollte im Uerte Wald aus dem Berg kommen und die Leitung ein langes Stück über Uerte-Land gelegt werden.

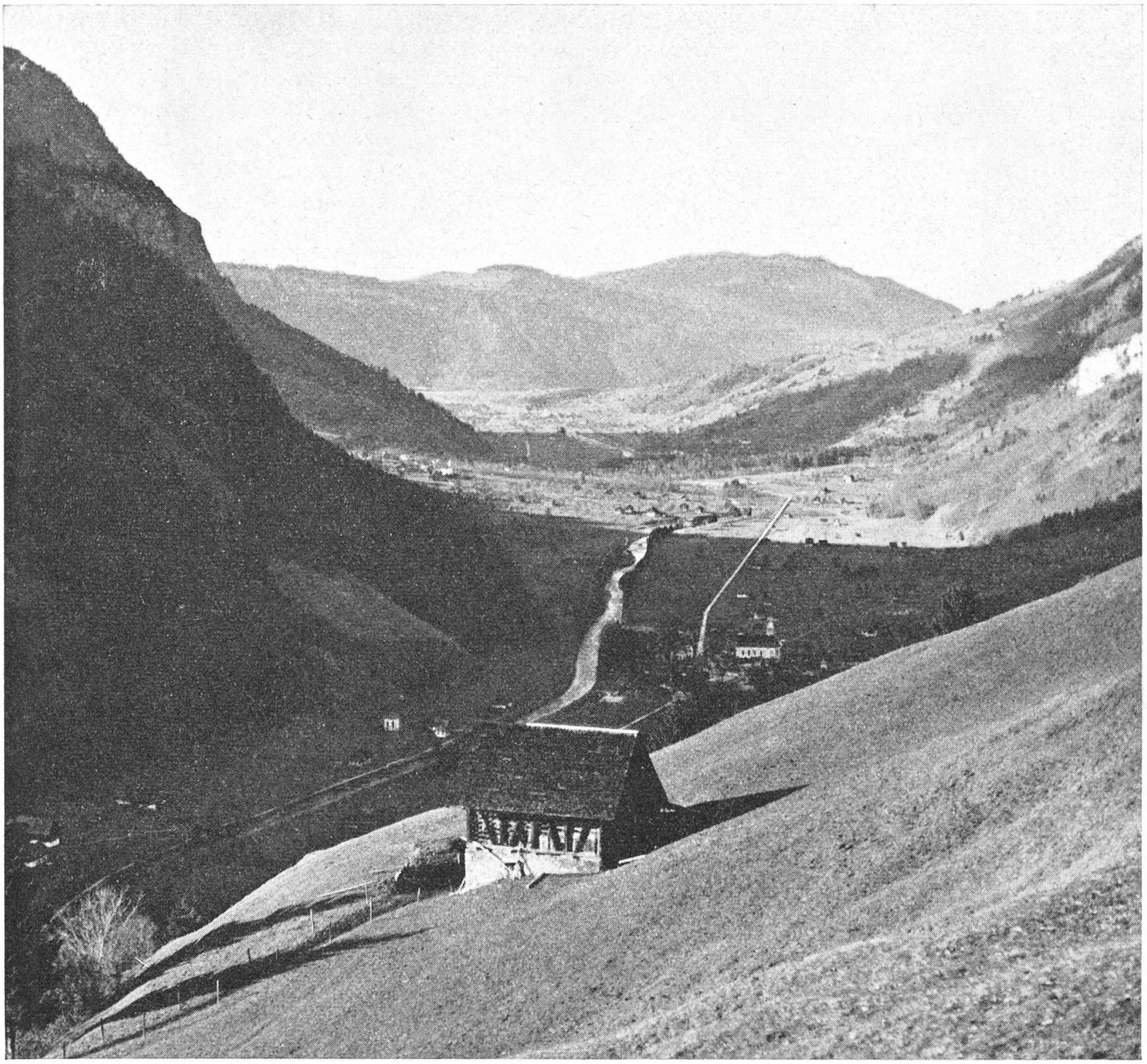
Nicht ein einziges Mal hat der alte Melk wegen den hohen Besuchen den Tschopen angezogen oder die Schuhe unter dem Ofen hervorgeholt. Erst jetzt, da es kühler wurde, hat er die Herren in seinem alten Lismer empfangen. Jedesmal haben sie ihn zuerst gefragt, ob er mit seinen Leuten vom Uerterat gesprochen habe. Und immer hat er ohne mit der Wimper zu zucken gesagt: „Nein, wir müssen zuerst zusammen auf einen Standpunkt kommen, den ich bei meinen Leuten vertreten kann. Es ist zuviel Unwillen gegen ein solches Werk da. Euer Angebot muß die Leute anlocken, sonst ist alles für die Katz".

Keiner der Herren wagte hinter dem Rükken des Uerte-Vogts mit den Grundeigentümern und den Uerte-Genossen zu verhandeln. Sie waren gut unterrichtet und wußten, so würden sie sich den gewichtigsten Mann zum Gegner machen.

Ueber den Preis von Wald und Boden war nicht viel zu verhandeln. Die Wasserrechte, die nach Sekundenlitern berechnet wurden und jährlich bezahlt werden sollten, darüber würden später die Fachleute und die Regierung entscheiden. Der alte Melk hatte während den Verhandlungen ein Fremdwort aufgeschnappt. Die Herren nannten es Inkommoditäten. Unter diesem Begriff wollte er für seine Leute noch allerhand einhandeln.

Der Vorvertrag, der als Grundlage für eine Abstimmung an der Uerte-Gemeinde dienen sollte, wurde immer länger. Melk verlangte einen Paragraphen einzusetzen, daß alle Fundgegenstände, die beim Bohren und Graben ans Tageslicht kämen, der Uerte gehören sollen. Die Herren fragten erstaunt, was er sich unter solchen Fundgegenständen vorstelle. Melk kratzte sich die schwarzen Ränder unter den Fingernägeln hervor und brummte: „Es können doch Waffen vergraben sein oder Münzen, ein Schmuckkästli oder so etwas. Man kann nie wissen, einfach alles was nicht Stein und Sand und Kies und Erde ist."

Wieder einmal trafen sie ihn mit ernster Miene an. Lange ging er in der Stube hin



Blick von der Bettelrüti das Tal hinab

Foto Leonard von Matt. Aus dem Heimatbuch von K. Vokinger Nidwalden Land und Leute

und her, schüttelte den Kopf, war nicht zum Reden zu bringen. Schon zweimal hatten sie ihm den neuerdings fein säuberlich geschriebenen Vertrag zum Lesen hingehalten. Mit einer müden Handbewegung schob er ihn beiseite und lief weiter in der Stube umher.

Endlich setzte er sich an den Tisch, stellte beide Ellbogen breit auf die Tischplatte, stützte die Fäuste gegen seinen Bart und sagte: „Es steht bös. Irgendwie muß etwas unter die Leute gekommen, muß durchgesickert sein. Man spricht von Schändung der Natur, von frevelhaftem Eingriff in Gottes Schöpfung, das Wasser vom ennern Tal hierher zu leiten. Ich habe manche lange Nacht nicht geschlafen, habe keinen Ausweg gefunden. Es muß sich unter den Leuten eine Art religiöser Verschwörung gebildet haben. Das ist nun die allergrößte Gefahr, die Euerem Projekt das Genick brechen kann."

Darauf zündete sich der Uerte-Vogt eine neue Brissago an. Lange ließ er sie an der

Kerzenflamme erglühen, prüfte ob sie richtig ziehe. Unterdessen sahen sich die beiden Herren mit betretenen, bedenklichen Gesichtern an. Ihre Geduld war ohnehin auf die äußerste Dehnfähigkeit angespannt und doch wollten sie nicht so kurz vor dem Abschluß die Nerven verlieren. Sie versuchten Näheres über dieses Gerücht zu erfahren, zeigten ihre Bereitschaft entgegenzukommen. Sahen sich aber dieser ungreifbaren Gegnerschaft hilflos gegenüber.

Mit einem hellwachen und einem geschloßenen Auge begann der Uerte-Vogt zu reden: „In der vorletzten Nacht, ein Kauz hat auf dem Baum vor meinem Fenster geschrieen und nicht aufhören wollen. In dieser Nacht ist mir die Idee gekommen, wir müssen diese Leute in ihrem verstecktesten Winkel treffen. Und wie wir das machen können, das hat mir der Kauz von seinem Ast aus eingeblasen. Wir müssen sie im Religiösen gewinnen." „Ausgezeichnet", rief der Glatzkopf. Aber wie das zustande kommen könnte und wie das in die Wege zu leiten sei, davon hatten die beiden Herren auch nicht die leiseste Ahnung. Darum trafen Melks Worte aufmerksame Ohren, da er bedächtig sprach: „Wir müssen in den Vertrag einsetzen: ‚als Entgelt für alle andern Inkommollitäten, verpflichtet sich das Elektrizitätswerk das Kaplanenhaus zu renovieren und in den Stand der heutigen Anforderungen zu setzen.' Das, und nur das macht die Leute weich. Dann muß ich noch dazu sagen. Jetzt muß rasch gehandelt werden. In drei Wochen soll die Uerte-Gemeinde sein und vierzehn Tage vorher muß aufgeboten werden. Ueberlegts Euch und schickt mir den Vertrag." Damit stand Melk vom Tisch auf und machte Miene hinaus zu gehen.

Der eine Herr lachte laut. Der andere fragte etwas kleinlaut, wieviel das ungefähr kosten könnte. Melk drehte sich unter der Türe um und meinte: „Es ist ein Haus, wie sie hier oben sind, gut in Wand und Dach, etwas über dreihundert Jahre alt, und wohl ein halbes Jahrhundert nichts mehr daran gemacht worden. Geht hinauf zur Kapelle, dort steht's, schaut's Euch genau an, wenn Ihr das im jetzigen Augenblick für klug und richtig findet. Müßt nur am Glockstrang ziehen, der Kaplan ist ein freundlicher Herr."

Wiederum und zum letzten Mal mußte Frau Verena zum Abschiednehmen einspringen und die Herren zur Türe geleiten.

Von tobender Wut und stillen Tränen.

Im Schlipf herrscht wieder einmal fürchterliche Aufregung. Domini, der älteste Bub kommt mit entsetzlichem Jammergeschrei ins Haus gelaufen, rennt bei der Mutter vorbei, hält seinen Kopf mit beiden Händen und ruft: „Es brennt, es brennt!"

Frau Agnes rennt in den Stall, sieht den Kaspar und den Knecht wütend auf das Heu in der Raufe dreinschlagen, holt Wasser vom Brunnen und hilft löschen. Mit Mistgabel und Besen, mit Säcken und Decken gelingt es, das Feuer zu löschen. Kaum ist die Gefahr gebannt, wirft der Kaspar die Fäuste in die Luft und schreit: „Wo ist der Bub? Wo ist der verfluchte Lausbub!" Frau Agnes frägt, was denn geschehen sei. Der Knecht berichtet, der Vater habe dem Domini befohlen, die Stallaterne anzuzünden, dabei sei er zu nahe an das Heu gekommen und schon sei die Flamme gegen den Heugaden hinauf gesprungen. Unterdessen merkt Agnes, daß ihr Mann verschwunden ist. Die Milch fließt über den Boden, die Brännte ist umgeworfen. Schon hört sie Kaspar im Haus drüben brüllen und lärmen. Sie eilt ihm nach um den Bub zu schützen. Weithin hallen die Flüche des tollwütigen Mannes. „Du bist schuld, Du nimmst ihn immer in Schutz!" und wieder folgen lästerliche Flüche.

Auf dem Fußweg, der zwischen Haus und Stall hindurchgeht, kommt Bläsi mit einer Traggabel daher, kommt just in dem Augenblick vor die Haustüre, da Domini mit einem gewaltigen Satz auf die Platte hinaus springt, strauchelt und kopfvoran vor Bläsis Füße zu liegen kommt. Dieser hat das Brüllen des jähzornigen Kaspar schon von weitem vernommen. Zuerst will er sich aber des armen Buben annehmen. Er hebt ihn auf, redet ihm gut zu, trägt ihn zum Brunnen, wäscht ihm die Stirne. Er achtet nicht, daß Mariann nahe am Brunnenstock vorbeihuscht und eiligst in der Haustüre verschwindet.

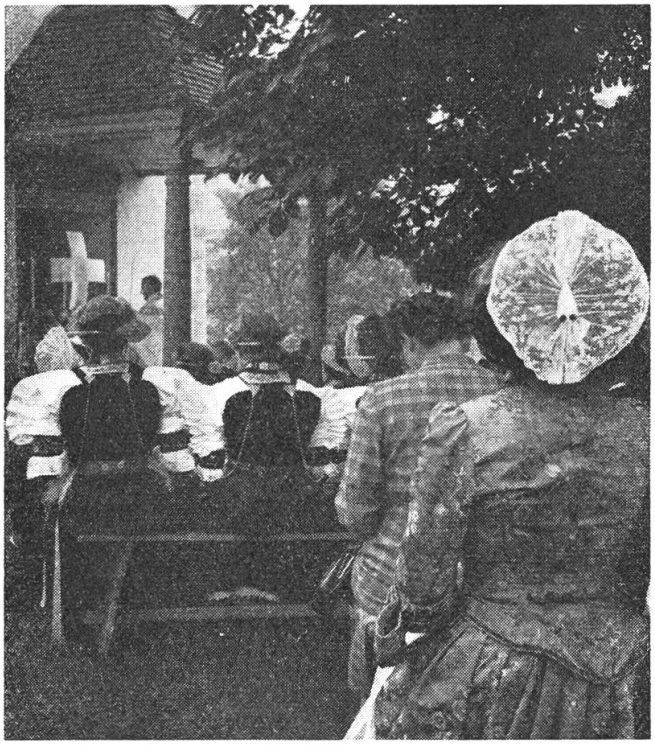
Die Traggabel rutscht dem Bläsi über das Genick. Er stellt sie an den Trog. Mit seinem Taschentuch verbindet er dem Bub die Stirne, dann nimmt er ihn auf die Arme und trägt ihn ins Haus. Domini weint, klammert sich in seiner Angst an seinen Retter, schlingt seine Arme um Bläsis Hals und heult und heult. So kommt Bläsi in die Stube hinein, sieht Mariann vor dem tobenden Kaspar, hört das hilflose Weinen seiner Frau. Er sagt kein Wort. Er steht da, hält den Bub in seinen starken Armen und schaut dem aufgeregten Mann mit kampfbereitem Blick ins Gesicht. Für einen Augenblick fällt eine Art wie Lähmung über den Tobsüchtigen, dann preßt er wieder seine Anschuldigungen aus der zugeschnürten Kehle: „Den Stall hat er mir anzünden wollen. Das Heu, der Gaden, das Vieh wäre verbrannt."

Mariann schaut wie gebannt auf den so stämmigen Bläsi, der mit so behutsamen Armen den Bub an seine Brust drückt, als ob er ihn vor tausend Feinden beschützen könnte. Da Kaspar wieder zu fluchen beginnt und drohend auf das jammernde Kind zugeht, springt Mariann herzu, sagt: „Bläsi, gib mir den Bub", nimmt ihn in die Arme und eilt aus dem Haus.

Zwei starke Männer stehen sich gegenüber. Der eine vom jähen Zorn geblendet. Der andere mit kühlem Blick und wachem Sinn. Aber es kommt nicht zum Kampf. Bläsi greift nach dem erhobenen, zitternden Arm und sagt: „Du, wir wollen zusammen hinüber, und schauen ob noch Glut ist." Er umfaßt mit seiner starken Hand den Arm so fest, daß Kaspar einen Augenblick zur Besinnung kommt und mit ihm auf die Türe zu, und hinausgeht.

Im Stall drüben, läßt Bläsi den Tobenden nicht mehr entweichen. Er bewacht ihn, sprungbereit, auf jede Bewegung achtend. Erst da er ruhiger wird, drängt er ihn auf die Stallbank und setzt sich zu ihm. Sobald der Knecht die Milch fortträgt, fängt Bläsi an auf ihn einzureden.

In dunkler, später Nacht gehen sie friedlich ins Haus hinüber und trösten beide die so verängstigte Frau. — Mariann hatte den Bub noch ein Stück weit getragen, dann vor sich hin auf den Fußweg gestellt und fragte, ob er noch laufen könne. Schluchzend trippelte er vor dem Mädchen her, schaute ängstlich zurück, ob der Vater nicht nachkomme. — „Domini, kommst ja bald in die Schule, mußt tapfer sein, komm jetzt zu mir heim. Ich mach Dir einen schönen Verband, nicht nur ein schmutziges Tüchlein um den Kopf, wie es der Bläsi gemacht hat."



Nidwaldner Trachtenleute beim Gottesdienst unter schattigen Bäumen
Foto Leonard von Matt

Domini blieb stehen, zog die Luft ein und sagte: „Aber der Bläsi ist ein Lieber." „Ja, ja, ich weiß schon", lachte Mariann, „weiß schon daß er ein Lieber ist. Aber er hat nicht immer schön saubere Nastüchlein."

Vor dem Rohrweid-Haus hob Mariann den Finger, bückte sich zu dem Bubengesicht hinunter und sagte: „Domini, jetzt hör auf mit dem Heulen und Schluchzen. Jetzt gehst Du mäuschenstill hinter mir her die Stiege hinauf. Sonst wenn Dich der Großvater sieht, mit einem verbundenen Kopf zu sehen bekommt, dann frägt er Dich aus und dann kommt die Großmutter und gar noch Deine Urgroßmutter und alle sehen, was für ein

dreckiger Bub Du bist.“ Darauf hielt sich der Bub an Marianns Rock fest, tat keinen einzigen lauten Schnauf und lief ohne Laut hintennach.

Wie flink das nun alles ging. Wie schnell war das große Becken mit warmem Wasser herbeigeholt und der Bub gewaschen. Wie sorgsam lieb pflegte das Mädchen die Wunde an der Stirne, goß eine wohlriechende Flüßigkeit in ein Glas und kühlte die große Beule. Zwei Betten standen in Marianns Zimmer, das eine war mit hohen Kissen jederzeit bereit, wenn Tante Hildegard auf Besuch kam. Dort hinein bettete Mariann den Bub unter die gewaltige Decke und sagte: „Heute schläfst Du jetzt einmal bei mir. Mußt mir auch eine Freude machen.“ Und wie gern kuschelte sich der Bub in die weichen Federn. Nun war alle Angst vorbei und verflogen. „Bleibst Du jetzt bei mir?“ fragte der Bub und zwinkerte schelmisch. „Ich geh nur schnell hinunter mit dem Waschzuber, dann muß ich noch schnell zur Großmutter und der Mutter in der Küche helfen, dann komm ich. Dann plaudern wir die ganze Nacht.“

So geschwind auch Mariann nach dem Nachtessen die Küche aufräumte, so schnell es sich auch von der Großmutter verabschiedete und allsogleich in seine Kammer hinauf huschte. Die Plaudernacht konnte nicht stattfinden. Domini schlief sanft und selig, hörte kein Rauschen der Kleider, kein Knacken der alten Bettstatt, sah kein Licht und keinen Mondschein. Nur dann und wann fuhr er in seinem Träumen auf, versuchte einige unverständliche Worte zu formen, doch bald setzten wieder die ruhigen Atemzüge ein.

Mariann hörte ihm lange zu. Eine Fülle von Bildern und Gedanken verscheuchten ihm den Schlaf. In unerhört eindrücklicher Lebendigkeit stand Bläsi vor ihm, den Bub in den Armen, schützend und kampfbereit zugleich. Das Bild eines guten und starken Vaters. Dann sah es wieder seine aufs Bett geschupfte Schwester Agnes, die nicht mehr wagte ein Glied zu rühren, um dem Zorn damit nicht neuen Anlaß zu geben. Wer hätte damals, am Hochzeitstag gedacht, daß sich Kaspar in diese furchtbare Leidenschaft hinein verlieren könnte? Des Mädchens Sinnen und Fragen tastete sich hinter den geschloßenen Lidern weiter. Ob wohl hinter jedem Brautschleier ein so schweres Schicksal warte. Warum seine gute und liebe Schwester in dieser unaufhörlichen Angst leben müße.

Vom andern Bett herüber kam ein beklommener Seufzer und lenkte des Mädchens Gedanken auf eine andere Bahn. „Welch ein Glück ein Kind, ein eigenes, lebendiges Wesen um sich zu haben. War diese Freude an einem Kind, es hegen und pflegen und kosen zu dürfen nicht alle Aengste und Nöte der Welt wert? Kann ich wohl auch einmal einen so lieben Bub an mein Herz drücken? Spielen einmal Kinder in meiner Stube und kommen sie mit ihren Tränen und Freuden zu mir?“ Dann sieht es wieder Bläsi in der Stube stehen, kraftvoll wie ein Denkmal. Die Gedanken und Geheimnisse ziehen weiter durch sein Sinnen. „Warum spricht nur Bläsi nie von seiner Zukunft. Er ist immer lieb mit mir. Ich weiß er ist am liebsten bei mir. Warum frägt er nie nach meinen Plänen. Wenn er nur einmal wieder, so wie als Bub, zu mir sagen würde: Du bist meins! Aber seit dem Unglück mit seinem Vater hat er alle diese Worte verloren. Ich weiß, er muß der Mutter helfen, er hat für sie und seine vielen Geschwister zu sorgen. Ich weiß, er kann noch lange nicht heiraten. Wenn er nur einmal fragen würde, willst Du mir warten. Das ist doch gewiß nicht zu viel verlangt.“ Weiter und immer tiefer in die unergründlichen Geheimnisse des menschlichen Lebens tauchen seine Ahnungen und Gefühle, bis dorthin, wo man sie nur noch mit Gebeten erreichen kann.

Mariann steht auf, dreht das Licht an, geht zu dem großen Bett hinüber und schaut auf das schlafende Kindergesicht. Es kann sich nicht satt sehen. Auch wenn die Tränen seine Blicke trüben und unversehens auf die roten Bubenbacken fallen, es kann nicht mehr weggehen. „So ein Glück in Händen halten. Ein junges Leben aufziehen und dem lieben Gott hinhalten.“

Erschrocken fährt der Bub aus dem Schlaf auf. Wie staunt er erwachend, Marianns nasses Gesicht an seiner schmerzenden Beule zu fühlen.

Der Kaplan darf nicht alles wissen.

Wieder einmal zog Marti, der Uerte-Weibel von Haus zu Haus. Diesmal hatte er eine komplizierte Traktandenliste zu verkünden und zur außerordentlichen Uertegemeinde auf Sonntag in zwei Wochen aufzubieten. „Die Elektrizität ist hier ausgebrochen. Der Teufel will seinen Schwanz im Heiterbach waschen!“ rief er schon unter der Haustüre. Dann sagte er, als Amtsperson dürfe er natürlich keine Meinung äußern, aber er denke sich dazu seinen eigenen Spruch und er sei dagegen. — Erstens, zweitens, drittens, alle neun Finger seiner beiden Hände streckte er nach einander in die Luft. Den zehnten hatte er einmal beim Stöcksprengen verloren.

Das war eine Sensation für die Leute von Heiterbach, endlich einmal alles genau zu erfahren. Natürlich war da und dort etwas durchgesickert, ein Gerücht aufgekommen, hatte sich auf dem Weg von Haus zu Stall, von Sennhütte zur Waschküche verändert und gerundet. — Nun hatte der Uerte-Weibel offiziell mitgeteilt, alle Akten und Pläne könnten beim Uerte-Vogt eingesehen werden. Selbstverständlich wollte keiner von den Uerte-Bürgern der Erste sein. Man konnte wohl einen Tag seine Neugier zähmen, oder auch eine Woche. Die Frau soll zwischen der Arbeit einmal zum Fenster hinaus schauen ob dieser oder jener im besseren Tschoppen gegen das Vordersaß zu gehe. Man komme dann immer noch früh genug.

Nach und nach kam eine ganze Prozession in die Stube hinein

Ein Mann aber brachte den Mut auf, schon am gleichen Tag noch, zum alten Melk zu gehen und Einsicht in die Akten zu verlangen, der Herr Kaplan. Der Wind strich kalt vom Tobel her und bauschte die glänzende Soutane der schlanken, aufrechten Gestalt. Das schwarze Käppli saß keck zwischen den weißen Haaren. Die Goldränder der Brille glitzerten im Licht der Abendsonne. Der alte Melk hatte ihn kommen sehen. Er stand in der Stube, hatte Finken angezogen und den alten Lismer. Der grüne Kachelofen mit den blauen Verzierungen am Sims, strahlte eine wohlige Wärme aus. „So so, der Herr Kaplan“, sagte der Melk, „welche Ehre! Einem alten Mann auch einmal einen Besuch zu machen, nehmt bitte Platz“, und zog den hochlehnigen Polsterstuhl vom Ofen gegen den Tisch hinüber. Dann ging er zur Türe und rief: „Verena, schick die Kinder herauf und ein Glas Wein, unser Kaplan ist da.“ Erst klopfte er an das Barometer und redete vom Wetter, vom frühen kalten Wind und vom verregneten Embd. Nach und nach kam eine ganze Prozession, das Jüngste voraus. Das Marieli mit einem Teller, das Bethli mit einem Glas, der Toni mit der Flasche, das Vrenili mit Käs und Brot und einem Tischtuch. „S'Kathri, der Werni und der Bläsi sind im Stall und in der Hütte“, entschuldigte sich der Großvater.

Bei den Kleinen schaute er zuerst genau auf die Finger, ob sie sauber seien, bevor eines dem Herrn Kaplan die Hand geben

durfte. Der geistliche Herr kannte sie alle. Sie waren der Reihe nach zu ihm in den Religionsunterricht gekommen, nur das Marieli noch nicht. Sie saßen und standen um den Tisch herum und schauten zu, wie der Großvater ein mächtiges Stück Käs herunterschnitt und das Glas mit tiefrotem Wein füllte. „Er zittert noch nicht, der alte Melk", sagte der Uerte-Vogt, „Prosit, auf Euer Wohl! Und nun greift zu."

Sobald die Mutter in die Stube trat, sagte der Großvater, er wolle geschwind in den Stall hinüber gehen, damit die andern auch kommen könnten. Frau Verena saß in ihrem besseren Kleid da, dachte an die Erdöpfel, die in der Pfanne über dem Feuer standen, sah wie der Toni immer begehrlicher nach dem Mocken Käs schielte, sah auch den Schranz in Bethlis Schürze und den Kuhdreck an Waltis Ellbogen und fürchtete der Werni komme gewiß mit bloßen Füßen und den Gadenhosen. Die Vorstellung der ganzen Jungmannschaft verlief aber noch flott und ohne Zwischenfall.

Nach einer guten Stunde, äußerte der Kaplan den Wunsch, er möchte doch nun auch noch mit dem Herrn Uerte-Vogt ein paar Worte reden. Also wurden die Kinder und die Großen im Gänsemarsch verabschiedet, worauf der hochwürdige Herr eine Zeit lang allein in der Stube saß und Muße hatte, die Bilder früherer Geschlechter an der Wand zu betrachten.

Endlich kam der Großvater mit einem dickgefüllten, gelben Briefumschlag unter dem Arm herein, fragte höflich, ob dem Gast wohl ein wenig Rauch unangenehm sei und brach die Spitze einer Brissago ab.

„Ich komme wegen der bevorstehenden Uerte-Gemeinde", fing der Kaplan zu reden an, „ich möchte mich gerne genau unterrichten lassen." Melk machte ein ernstes Gesicht und fragte: „Wollt Ihr, Herr Kaplan, die Akten sehen?" „Ja, wenn Ihr so gut sein wollt." Melk kratzte in den Haaren: „Ja das hat seine Schwierigkeiten. Ihr seid kein Uerte-Bürger. Ich habe nicht das Recht ohne Beschluß des Uerte-Rates Euch die Akten vorzulegen. Aber ich begreife wohl, daß Ihr genau Bescheid wissen müßt. Ihr seid der verschwiegene Vertrauensmann hier, der geistliche Berater. Seid immer treu zu unseren Leuten gestanden. Und wenn es mir recht ist schon bald zwanzig Jahre unser Kaplan."

„Sechsundzwanzig, Herr Uerte-Vogt", ergänzte der würdige Herr mit erhobenem Finger. „ Sechsundzwanzig, ja schau, wie schnell die Zeit vergeht. Es ist mir, als hätten wir erst vor wenigen Jahren die Küche weiß gestrichen im Kaplanenhaus, bevor Ihr eingezogen seid. Sechsundzwanzig, ja dann glaube ich darf ich Euch schon einen genauen Bericht geben, was am übernächsten Sonntag beschlossen werden soll." Melk rutschte auf der Eckbank etwas näher an den Kaplan heran, stützte beide Ellbogen auf die Tischplatte, den einen auf den gelben Umschlag, in dem die Akten lagen und begann zu erklären und den ganzen Werdegang der Verhandlungen zu erzählen. Die Preise und die Paragraphen des Vertrages, die er sagen wollte, wußte er auswendig. Ja, der alte Melk hatte ein gutes Gedächtnis, ein besseres als manch ein Junger.

Wie der alte Melk seinen Trumpf ausspielt.

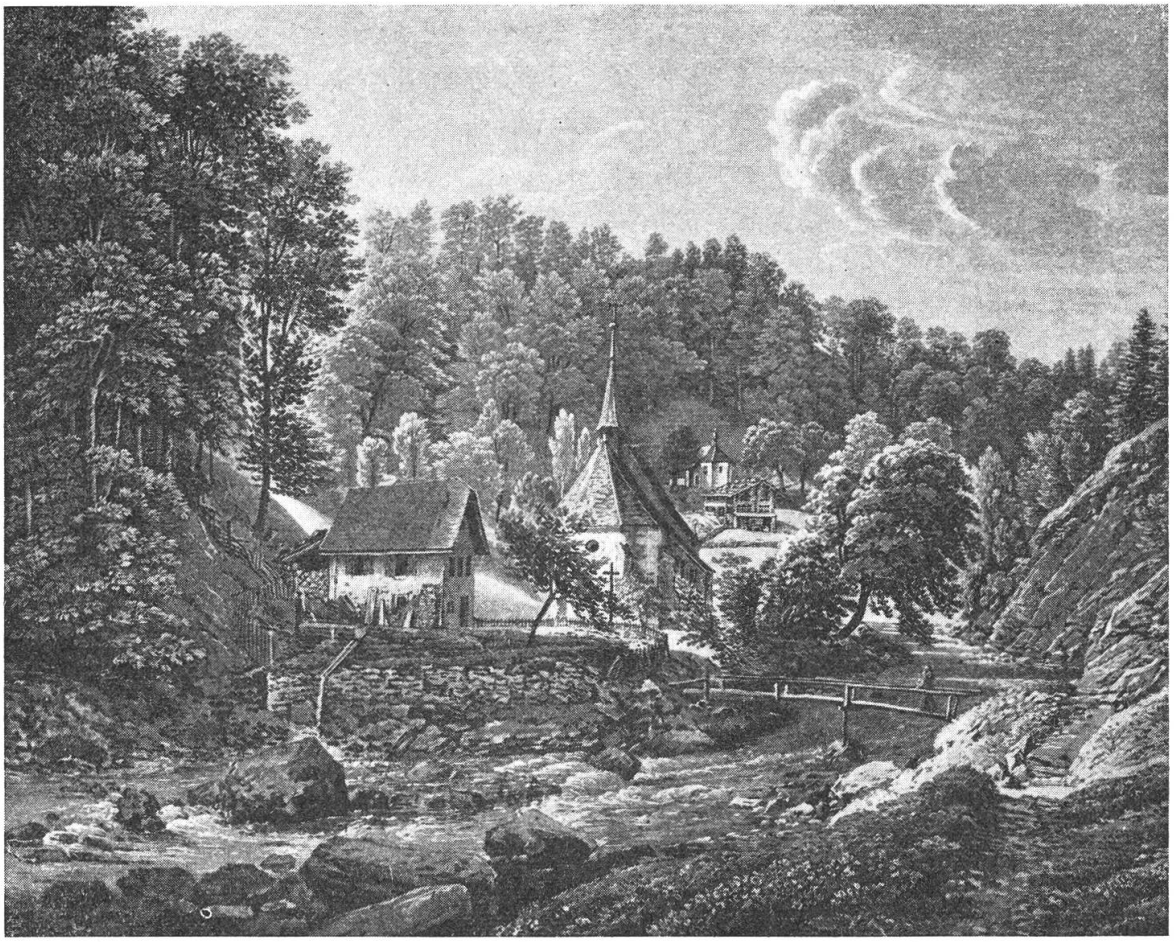
Unter blauem Himmel, mit Wolkenhüten an den Bergspitzen, einem frühen Rot an den Felsen, kam der Sonntag daher. Gutgelaunte Bauern, gutgekleidete Frauen, lebensfrohe Töchter, Jungmänner mit wichtiger Miene und lachende Kinder zogen in die Kapelle zum Gottesdienst.

Immer noch klebte Staub an den Bänken, standen die Gerüststangen den Wänden nach. Auch diesen Sonntag konnte der Herr Kaplan die Kanzel nicht benützen. Er mußte auf den Chorstufen verkünden und predigen.

Er sprach über die Pflichten im öffentlichen Leben. Klopfte den Mannen an das Gewissen. Sprach von der großen Verantwortung bei schweren Entscheidungen, vom Bewahren des wahrhaftigen Glaubens und der wertvollen Tradition, vom bösen Einfluß einer materialistischen Welt. S'Tuisse-Chaspis-Verelis-Marti stand mit seinem Hut am Kinn zu hinterst bei der Türe, nickte sein Einverständnis und zwinkerte mit dem rechten Auge, als wollte er den Prediger aufmuntern noch deutlicher und kräftiger zu werden.

Im Tanzsaal „zum Gemsli“ kamen die Uerte-Bürger zusammen. Wer noch stehen und gehen konnte war da. Der Uerte-Schreiber verlas die Traktandenliste. Der alte Melk saß am Tisch wie ein General. Mit ruhiger Stimme und mit einer gewissen Gleichgültigkeit begann er seine Rede: „Werte Uerte-Bürger! Achtzehn von Euch haben in die Akten Einsicht genommen. Es wird das, was wir heute beschließen wollen, wohl in allen Teilen und gründlich besprochen und überdacht worden sein. Trotzdem will ich noch einmal die ganze Sache darlegen.“ Er begann zu erklären, was für Vorteile das Elektrizitäts-Werk erhalte. Dann schilderte er die Nachteile für die Uerte und für die andern Bewohner von Heiterschwand. Nach und nach kam er auf den Gewinn zu sprechen, der aus dem überaus günstigen Vorvertrag für viele erwachsen könne. Bei diesem Punkt blieb er lange und ergiebig, ohne aber alle seine Trümpfe aus der Hand zu geben. Dann gab er das Wort frei.

Wer es wagen wollte, dem Uerte-Vogt von Heiterschwand zu widerreden, der brauchte einen guten Mut und mußte gut beschlagen sein. Zwei, drei Mannen redeten in ihrem eigenen Interesse für den baldigen Abschluß des Vertrages und rühmten die vorausgegangenen klugen Verhandlungen.



Die untere Ranftkapelle mit dem Einsiedlerhäuschen Bruder Konrad Scheubers
(Nach einem alten Stich)

Ein magerer Bergbauer von ennet dem Bach, der dem Werk keinen einzigen Meter Land verkaufen konnte, sprach für die Opposition. Er redete viel zu hastig und aufgeregt. Der alte Marti machte es besser. Er sagte zuerst, was er mit seinem ehrlichen Wort riskiere. Sein Urgroßvater sei schon Uerte-Weibel gewesen und immer der Sohn

bis auf ihn. Er wisse was man zu befürchten habe, wenn man hier in Heiterschwand die Freiheit benütze und das Wagnis unternehme gegen die Hauptmacht der Uerte zu reden. Aber die innere Stimme lasse ihm seit Wochen Tag und Nacht keine Ruhe. Er müsse gegen das geplante Teufelswerk aufstehen, das wohl Geld, aber auch Unfrieden, Eigennutz, Habsucht und alle Laster in das stille Hochtal bringe. Wohl hundert Mal hat er diese Rede vorher im Wald und in seiner verfallenen Hütte laut hergesagt. Seine Worte kamen so schön der Reihe nach, wie die Ringli an einem Rosenkranz und aus seinem alten Brustkasten lockte er die währschaftesten und eindringlichsten Töne hervor.

Das war der Auftakt zu einigen kurzen, aber hitzigen Angriffen. Ein paar wohlhabende Herrenbauern hätten von dem Vertrag einen Vorteil, die es ohnehin nicht nötig hätten. Die Uerte, ja, die bekomme auch einen Teil, aber davon sehe man ja nichts, das gehe in die große Kasse, und was damit geschehe, erfahre man ja nie. Man solle zuerst beschließen die Holzzuteilung an jeden Uerte-Genossen zu erhöhen, mehr Austeilgeld zu geben, sonst werde das Geld nur wieder in einen kostspieligen Alpkauf verlochet.

Der Uerte-Vogt quittierte diese Reden mit einem schlauen Lächeln. Dreimal fragte er noch, ob sich jemand zum Wort melden wolle, gab zu Bedenken, daß eine so wichtige Entscheidung gründlich beredet werden sollte. Dann legte er seine Brissago auf den Tisch und fing an: „Werte Uerte-Bürger! Ueber die Holzzuteilung und die Höhe des diesjährigen Austeilgeldes kann an der heutigen Gemeinde nicht abgestimmt werden, weil das nicht auf der Traktandenliste steht und weil darüber nur an der ordentlichen Gemeinde im Frühjahr beschlossen wird. Auf die einzelnen Vorwürfe will ich nicht eingehen. Die Uerte-Rechnung liegt jedes Jahr zur Einsicht auf. Ich habe Euch nie etwas verheimlicht. Nur dieses einzige Mal muß ich vor Euch bekennen, daß ich einen wichtigen Punkt bis jetzt geheim gehalten habe. Bevor wir aber zur Abstimmung schreiten, will ich Euch darüber genauen Aufschluß geben. Nach dem Vertrag, den ihr bei mir habt lesen können, ist noch eine Vereinbarung getroffen worden und diese liegt mit verpflichtlicher Unterschrift hier vor mir auf dem Tisch. Jedermann kann sie nachprüfen. Zu den bisher genannten Preisen und Vergütungen kommt noch dazu, daß das Elektrizitätswerk unser Kaplanenhaus renovieren und in den Stand der heutigen Anforderungen setzen muß. Werte Uerte-Bürger, was das kostet, kann sich jeder an den Fingern abzählen. Eine neue Küche, Bad und moderne Wasserspülung, das Täfer in der Stube und den Zimmern hat Spälte, die Böden sind noch Tannenholz und sind nach allen Richtungen schief, die Dielen ebenso. Die Stiegen sind ausgelaufen und die Ziegel nach dem letzten Sturm schlecht ersetzt. Sechsundzwanzig Jahre ist nun unser hochwürdiger Herr Kaplan bei uns, ein vorbildlicher Priester. Sollen wir noch länger zuwarten, ihm eine anständige und standesgemäße Wohnung zu geben. Ich frage Euch, werte Uerte-Bürger, kann heute jemand mit gutem Gewissen die Hand erheben und damit dem allzeit beliebten Herrn Kaplan verwehren, endlich eine warme Stube zu bekommen, Fenster, die den Wind abhalten. Ich muß noch nachtragen, daß der Schindelbeschlag mindestens auf drei Seiten vollständig neu gemacht werden muß. Wenn niemand mehr das Wort ergreift, dann schreiten wir zur Abstimmung."

Erstauntes Murmeln erfüllte den Saal. Alle sprachen gleichzeitig zu ihren Nachbaren. Der Genossen-Schreiber mußte dreimal mit der Glocke läuten, bis endlich Ruhe eintrat. Dann wurde abgestimmt. Die Hände flogen in die Höhe. Beim Gegenmehr waren nur Marti's krumme Finger und zwei andere magere Hände zu sehen.

Von trauten Stunden und verfänglichen Fragen.

Am andern Tag wollten die Schulkinder von Heiterschwand nicht ruhig in ihren Bänken sitzen. Bei jedem Geräusch schauten sie zum Fenster hinaus. Man hatte doch daheim davon gesprochen, es kämen mächtige Baumaschinen, ein Tunnel werde durch den Berg geschlagen.

Die zappeligen Buben und neugierigen Mädchen kamen nicht auf ihre Rechnung.

Einzig ein unscheinbarer Herr mit dünner Mappe erschien auf der Bildfläche. Er nahm den Fußweg an der Kapelle vorbei und ging zum Kaspar in den Schlipf hinauf. Nach wenigen Minuten kam er wieder zurück, kehrte in der Rohrweid an, dann im Haus am Bach, ging zur Brunnenmatt hinüber. Ueberall blieb er nicht viel länger als der Briefträger.

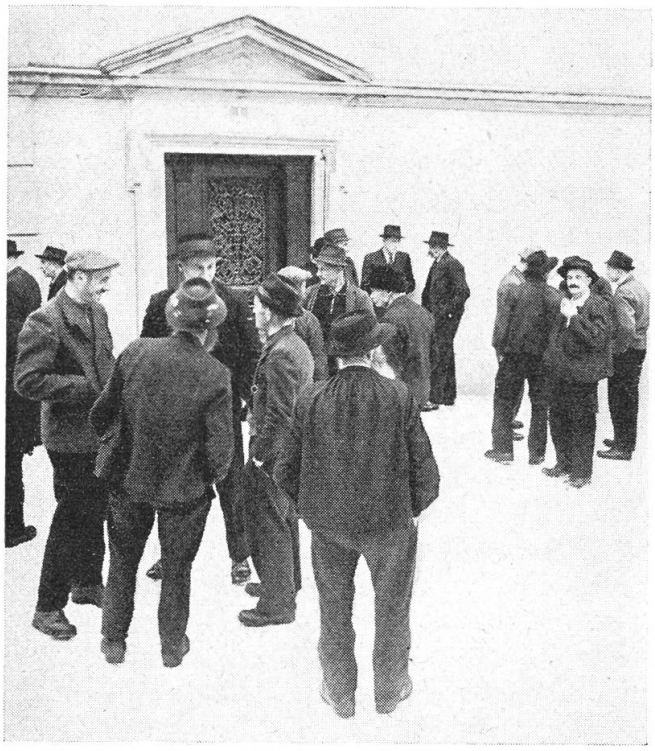
Der alte Melk hatte nach der Uerte-Gemeinde mit allen Grundbesitzern, deren Land für die Durchleitung in die Bauzone kam, verhandelt. Sie hatten beschlossen, gemeinsam einen gerechten Preis zu fordern und der Uerte-Vogt solle ihr Wortführer sein. — Also blieb dem fleißigen Landkäufer keine andere Wahl, als im Vordersaß anzuklopfen. Dort in der Stube wurde dann auch am Nachmittag über den Kaufpreis des privaten Landes entschieden.

Auch die nächste Woche kamen noch keine Baumaschinen. Ein junger, sportlich gekleideter Herr fuhr auf einem Lastwagen bis zum Gasthaus zum Gemsli, ließ einen Koffer, ein paar Kisten und rotweiß gestrichene Stangen abladen und fragte um ein Zimmer.

Der Lieferungswagen verschwand wieder talabwärts. Der junge Sportler mit dem grauen Wetterhut stiefelte den ganzen Tag in den Matten und im Uerte-Wald herum und fragte am Abend nach einem Gehilfen. Während den nächsten Wochen sah man ihn da und dort mit den langen Latten hantieren und mit seinem dreibeinigen Instrument.

Der erste Schnee trieb ihn unter Dach. Im Gemsli gefiel es ihm nicht lange. Er fragte beim Kaplan, ob er ein Zimmer mieten könne. Aber der bevorstehende Umbau des ganzen Hauses war auch nicht verlockend. Der Kaplan schickte ihn zum Sigrist und dort fand er ein großes Dachzimmer in dem er schlafen und auf einem gewaltigen Tisch seine Pläne ausbreiten konnte. Zum Essen ging er aber weiterhin in die Wirtschaft, trotzdem ihm das Gemsfleisch all zu oft auf den Tisch kam.

Trotz der späten Jahreszeit und dem rauhen Wind, kamen fremde Leute nach Heiterbach hinauf. Der Kirchengipser und ein Maler kletterten in der Kapelle auf den Gerüsten herum. — Handwerker installierten sich in der Kaplanei. Bis die ersten Schneestürme alle verjagten.



Zur Zeit, da die Alpgenossen noch im Stanser Rathaus tagen durften

Foto Leonard von Matt

Wenn der Schneewind die Fenster verklebt, das Eis an den Scheiben Blumen zeichnet, tagelang eintönig die Schneeflocken herzu fahren, Haus- und Stalltüren zugeweht sind und die Brunnen jeden Morgen mit dem Pickel aufgeschlagen werden müssen, dann ist es nicht sehr gemütlich in Heiterschwand. Wenn aber der Talkessel sein Winterkleid endgültig angezogen hat, der Wald wie ein Heer von Zuckerhüten aussieht, Hag und Busch im Schnee versinken, dann schickt Heiterschwand die Nebelbänke ins Tal, dann wölbt sich ein herrlich blauer Himmel über Fluh und Grat. Tag um Tag wandert eine goldene Sonne darüber hin und läßt die trüben Tage vergessen. Dann hört man die Schläge der Holzer im Wald und ihre Jauchzer. Dann findet sich auch Zeit zu einem gemütlichen Jaß.

St. Niklaus, Weihnacht, Neujahr und Dreikönigen sind Feste mit eigenen Bräuchen, mit knusperigen Braten und feinem Backwerk.

Nicht zu verwundern, daß Bläsi bei solchen Gelegenheiten in der Küche der Rohrweid auftauchte, am Kuchen knapperte, ein Stück Rauchfleisch in die Hand bekam und sich schließlich zum Nachtessen hinsetzte. Nicht verwunderlich auch, daß die älteren Leute früher ins Bett gingen als die Jungen und es auch vorkommen konnte, daß Mariann und Bläsi allein noch übrig blieben.

Das waren für das Mädchen die schönsten Stunden. Seinem lieben Lebensretter hätte es Tage und Nächte lang zuhören mögen, auch wenn er nur von Hasen, Füchsen, Kälbern und Kühen gesprochen hätte. Am liebsten erzählte er von seiner Mutter und den Geschwistern. Da war auch viel zu berichten, denn im Haus des Uerte-Vogts war viel Leben. Wenn Mariann mit aller Vorsicht abtasten wollte, was sein nächstältester Bruder, der Werni später unternehmen wolle, ob das Kathri im Frühling in eine Stelle gehe, dann bekam es zur Antwort: „Der Großvater hat nichts gesagt."

Mariann wagte die kecke Frage: „Habt ihr im Vordersaß keinen eigenen Willen, keine eigenen Pläne. Macht bei Euch alles der Großvater?" Zuerst lachend und dann immer ernster sagte Bläsi: „Ja, aber er macht es gut. Was will ich planen. Das Jüngste, s'Marieli, kommt im Frühjahr in die erste Klasse, drei gehen noch in die Schule. Kann ich als Knecht oder Holzer für diese Kinder und die Mutter sorgen? Meinst Du, das sei so leicht, in meinem Alter des Uerte-Vogts Meisterknecht zu sein? Wenn ich bei der Arbeit meinen eigenen Kopf durchsetzen will, dann zeigt er mir lachend, wie ich es hätte besser machen können. Und das Dümmste dabei ist das, daß er jedesmal recht hat. Manchmal möchte ich zum Kamin hinaus davon. Er merkt, wenn ich einen roten Kopf bekomme und läßt mir Ruhe, bis ich die Taibi verwerchet habe. Auch die Mutter spürt es, wenn mich das Joch zu schwer drückt. Sie hat es noch jedesmal verstanden die rechten Worte zu finden. Sie sagt mir auch immer, ich müßte hundert Wochen weit laufen, bis ich einen so guten, klugen Lehrmeister finden könne. Und manchmal, wenns einfach nicht mehr geht, dann verschwinde ich mit einer guten Ausrede und komme zu Euch. Mariann, Du weißt nicht, was Du mir schon alles zulieb getan hast. Du kannst es nicht wissen."

„Das hat mir nie Mühe gekostet. Hab's immer gern getan, Bläsi", sagte Mariann und mit einer Stimme, so mild wie Balsam. „Dank Dir", dann versank er wieder in Schweigen. Die Uhr schlug zehn Mal und die Kette rasselte vor jedem Klang. Das Mädchen begann wieder mit fragen: „Wie alt ist eigentlich der Großvater?" „Am Agathatag erfüllte er das achtundsiebzigste", zählte Bläsi nach, „und wenn er die Kleinen um sich hat, dann ist er 52. Wenn Du denkst, was der Mann alles gewerchet hat. In seiner Jugend die Reisen auf gefährlichen Wegen in fremde Länder. Dann das Heimen aus einem verlotterten Zustand zu diesem Ertrag gebracht, seine öffentlichen Dienste, all das Unglück in seiner Familie, bis ihm auch noch der einzige Sohn, auf so schmerzliche Art ums Leben gekommen ist. Und wie er ohne ein Wort der Klage, ohne auch nur einmal einen Dank zu heischen, die ganze, große Familie übernommen hat, gut für uns gesorgt hat. Uns hat nie der Hunger geplagt, auch in Kriegszeiten nicht, hat auch nie ein Paar Schuh gefehlt und der Mutter kein Kleid und kein Strumpf. Wohl hat die Mutter recht. Ich müßte hundert Wochen weit laufen, einen solchen Mann zu finden."

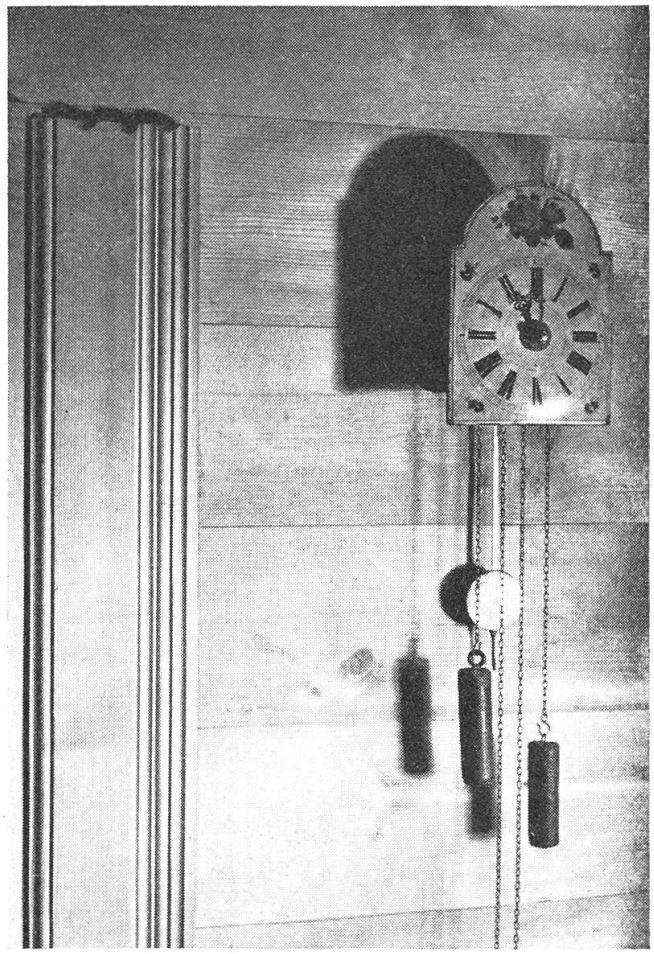
Mariann schaute auf die Lippen des jungen Mannes, der mit so viel Verehrung von seinem Großvater sprach. Sah, wie er sich in eine wahre Begeisterung hineinredete und vergaß dabei alle weiteren Fragen. Seine Stimme hören, seinen Worten lauschen, seine Nähe fühlen und ihn noch lange nicht fortgehen lassen, das nahm sein Sinnen gefangen. Die liebe Gegenwart verdrängte alle Zukunftsbilder.

Wie die Großmutter in die jungen Herzen hineinschaut.

Bei Sonne und Pulverschnee wurde die Schneise aus dem Uerte-Wald gehauen. Bei Pflutsch und Rieselregen kamen die Baumaschinen. Eine Woche vorher war ein Auto voll Herren angefahren gekommen, hatten die Wegmarken und Zielstangen mit Planskizzen verglichen, die der Föhn ihnen aus

den Händen geblasen. Sie waren mit dem jungen Ingenieur Kalbermatten in die Dachkammer der Rohrweid hinaufgestiegen, hatten alle seine Berechnungen überprüft und sind dann ohne ihn talab gefahren.

Nun hat das Dröhnen und Pfauchen, das Sprengen und Rumoren angefangen. Zwei Baracken wurden aufgerichtet, wo vorher Tannen und Buchen gestanden. Eine neue Straße für schwere Lastwagen wurde mitten durch die Matten gezogen. — Am Abend sangen Italiener auf der Straße und der Wind trug die Klänge einer Handharmonika zu den Häusern. — Der Frühling brachte auch die Handwerker in die Kapelle und das Kaplanenhaus zurück. Allenthalben war neues Leben in das so stille Hochtal gezogen. Der Wirt zum Gemsli setzte dem jungen Ingenieur immer wieder Wildbret auf den Tisch und einen mißfarbigen Wein, trank selber den besseren und meist schon am Vormittag. Er konnte sich jetzt eine solche Zulage leisten. Seitdem die Arbeiten begonnen hatten, wurde jeden Tag im Tanzsaal serviert und seitdem er eine heißblütige Kellnerin von Kalabrien hatte kommen lassen, erschienen sogar die Bauernburschen am Werktag in seiner Wirtschaft.



Altes „Ziit" im Nidwaldner Haus
Foto Leonard von Matt

In allen Häusern wurden Leute untergebracht. Ungewohntes Geld floß in die Haushaltungen. Die Mädchen trugen farbige Tücher und feingewobene Strümpfe. Wer irgendwie abkömmlich war, konnte Arbeit finden. Sogar der Marti tauchte bei der Baracke auf und erhielt einen Posten als Magaziner.

Sobald aber die Sonne ihre ganze Kraft gewonnen hatte, ließ der Uerte-Weibel die schweren Bohrhämmer, die Pickel und Säcke im Stich, hinkte frühmorgens dem Wald zu und kletterte wieder den Blumen und Kräutern nach. — Bläsi war kein Freund dieses hastigen Betriebes. Mit Freuden zog er auf die Alp. Dort oben plagte ihn kein Oelgestank und kein Pulverrauch. In lauterer Luft und bei vertrauten Aelplern vergingen die Tage und Wochen im Wechsel von herrlichen Stunden und stürmischen Nächten. Wer aber nicht sein ganzes Herz den Bergen und dem Vieh verschenkt hat, sucht von Zeit zu Zeit einen Grund zu den Leuten ins Tal zu kommen. Käs oder Anken zu bringen, auf dem Rückweg ein Trank für die kranke Kuh, oder wieder einmal eine saftige Wurst mit hinauf zu nehmen. Bläsi war nie verlegen für seine Besuche daheim eine dringliche Begründung zu finden. Und jedesmal fand er auch Zeit im Rohrweidhaus einzukehren. Sein Gesicht von der Alpsonne gebräunt, seine blonden Haare, ohne Kamm und Bürste verwildert keck in die Stirne gekräuselt, kam er mit leuchtenden Augen, den Kopf hoch aufgerichtet unter die Türe und rief sein „Grüß Gott miteinand" in die Küche und Stube hinein.

Der Vater begrüßte ihn, wie einen Sohn. Mit einem währschaften Handschlag, mit wenig Worten aber offensichtlich erfreut. Ma-

riann hieß ihn herzlich willkommen, dankte ihm für die Edelweiß, zog ihn zu sich in die Küche und wußte viel zu erzählen. Es war nun überaus beschäftigt. Die Arbeiten in der Kapelle brachten viel Arbeit, des Kaplans Köchin war krank. Dort mußte es auch noch helfen. Und dann der Herr Kalbermatten, der Ingenieur, er brachte immer so schmutzige Kleider heim und wollte eine gute Ordnung im Zimmer haben. Ja, die Tage gingen geschwind vorbei und der Feierabend war spät. Bläsi bemerkte nicht ohne Aerger, daß Mariann recht oft von dem Herrn Kalbermatten berichtete. Einmal sogar erzählte es mit gleicher Wärme von einem Stefan.

„Was ist das für ein Stefan?“ frug er mit gerunzelter Stirne. „Eh nun, das ist doch der Ingenieur im Dachzimmer, Du kennst ihn doch, den Walliser“, gab das Mädchen zurück, „die letzte Woche war er krank, hatte vierzig Grad Fieber, wenn Du den gesehen hättest, hat geschwitzt wie ein Neger und laut gerufen in der Nacht.“

Nicht nur Bläsi hörte ungern diesen begeisterten Tonfall in Marianns Stimme, wenn es von Stefan sprach. Auch die Großmutter machte sich darüber besorgte Gedanken. Sie hatte sonst mit ihrer Schwiegertochter ein gutes und herzliches Einvernehmen. Aber in diesem Punkt war sie mit Marianns Mutter gar nicht einig.

Vor kurzem hat sie ziemlich aufgebracht mit ihr gesprochen: „Ich sehe das gar nicht gern, daß Du den kranken Walliser nicht selber pflegst. Nur um Dir ein paar Gänge die Stiegen hinauf zu ersparen, solltest Du Mariann nicht so viel da hinauf schicken. Es bleibt mir zu lange dort oben. Auch kann es das Bett machen und das Zimmer herrichten, wenn der junge Mann auf dem Bau ist. Dieses Plaudern und Lachen gefällt mir nicht.“

Die Großmutter scheute sich auch nicht ihr so sehr geliebtes Enkelkind ins Gebet zu nehmen. Am Abend beim Gutnacht sagen ließ sie Marianns Hand nicht so schnell los und begann ernst und eindringlich zu reden: „Du machst, wie ich sehe, dem Kalbermatten schöne Augen. Und er, er glänzt wie ein Fetttopf, wenn er in Deine Nähe kommt. Ich verstehe ihn. Du bist eine hübsche Tochter geworden, zum Anbeißen. Ich selbst schaue Dir gerne nach, wenn Du über die Matte gehst. Du bist immer froh und Deine Nähe macht die andern froh. Ich bin auch voller Freude, wenn Du bei mir bist. So etwas spürt der junge Herr. Kommt aus der Stadt, hat alleweil viele junge Leute um sich gehabt. Heutigentags studieren ja viele Mädchen an den Hochschulen. Er ist sich gewohnt mit den Mädchen seine Kurzweil zu haben. Ich sitze hier in meinem Zimmer und habe Zeit langen Gedanken nachzusinnen. Ich sage Dir, es ist nicht gut über seinen Stand zu heiraten. Das ist ein kurzlebiges Glück für ein paar Monate. Er spürt die Mängel bald und die Verwandten lassen Dich nicht gelten, wirst gemieden und verschupft. Er hat viel studiert und hat gelernt Tiefsinniges zu ergründen. Dabei kannst Du nicht mitreden. Du wirst seine Magd und er sucht sich eine Partnerin nach seinem Kopf anderswo. Wie sollst Du Dich bei den feinen Stadtleuten zu benehmen wissen, ihre geschliffene Sprache reden, bei Einladungen und Besuchen.“

„Aber Großmutter, er ist ja ein Bauernsohn, kommt von den Walliserbergen.“

„Ich habe nicht gern, Mariann, wenn Du mich im Reden unterbrichst. Ich bin alt und habe Mühe die Gedanken zusammen zu halten. Ich habe lange Zeit darüber gesonnen und habe Dir noch vielerlei zu sagen. Ich begreife ihn gut. Kommt aus der Stadt, ist ein hübscher und wohl auch ein intelligenter Mann. Es gibt Mütter in den Städten, die ihre Töchter jedem Studierten auf dem Servierteller nachtragen. Er kann sich eine aussuchen, wie aus einem Blumenstrauß. Die Briefe, die er bekommt, sind nicht alle von der Baufirma. Man verschickt keine Abrechnungen und Anweisungen in himmelblauen und rosaroten Kuverts. Hier oben ist es langweilig. Was soll er mit seinen Abenden anfangen. Im Dachzimmer sitzen, auf dem harten Stuhl? Ein Student ist sich nicht gewohnt früh ins Bett zu gehen. Soll er ins Gemsli sitzen? Keine Vergnügungen, kein Theater, kein Kino, was soll er tun? Nun bist Du, mit Deinem Frohsinn, mit Deinen braunen, runden Armen, mit Deinen munteren Augen ihm schön auf Wunsch in den Weg gelaufen. Es ist möglich, daß er es ernst meint, daß er

ein wenig verliebt ist. Das dauert so lange er hier auf dem Bau ist, vielleicht noch ein Vierteljahr länger, wenn's gut geht. Dann kommen noch zwei Ansichtskarten im nächsten Jahr. Du möchtest eine Frau werden, möchtest liebe Kinder haben. Das weiß ich. Meinst Du ich sei blind? Nun bläst Dir ein lieber Kerl heilige Schwüre in die Ohren. Schau da zum Fenster hinaus, wenn's Tag ist. Schau hinüber zu dem Haus da oben, wo Deine Schwester Agnes wohnt. Dann wirst Du die großen Versprechungen etwas länger überdenken. Mariann, Du bist mir viel wert. Du bist mir unsagbar lieb. Du bist die Freude meiner letzten Jahre. Ich will mit aller Kraft verhüten, daß Du unglücklich wirst. Gib mir Weihwasser und dann geh und denke über meine Worte nach." Mit zitteriger Hand machte die Großmutter dem Mädchen das Kreuzzeichen, fuhr mit der runzeligen Hand lieb über die glatte, gerötete Wange und wünschte ihm eine ruhige Nacht. — „Gutnacht Großmutter, ich weiß, wie gut Du es meinst. Ich freu mich ja unsagbar, wie Du mich lieb hast, schlaf wohl."

Mit zitteriger Hand machte die Großmutter dem Mädchen das Kreuzzeichen

Wenn wir nun in dieser Nacht herumfliegen könnten und da und dort hinter die zugezogenen Vorhänge schauen könnten. Dann würden wir auf der Alp einen träumenden jungen Mann sehen, der im Schlaf die Fäuste verwirft und mit einem dunkelhaarigen Walliser kämpft. Würden im Dachzimmer eben diesen Walliser an seinem großen Zeichnungstisch sitzen sehen, wie er Reime sucht für ein Liebesgedicht. Auf dem weißen Blatt steht der Titel „Mariann" und zwei Strophen sind schon geglückt. Ein Stockwerk tiefer, auf der Hinterseite des Hauses ist auch noch Licht. Dort liegt das Mädchen, dem das Gedicht gewidmet wird, liegt auf einem Kissen, das von Tränen schon weit herum naß ist. Auf der andern Hausseite gegen die Kapelle hinüber, da brennt hinter dem dunkeln Vorhang ein kleines Flämmchen, ein Oellicht und nahe dabei sitzt in ihrem hohen Lehnstuhl die Großmutter. Durch ihre verbogenen Finger gleiten ohne Pause die Perlen des Rosenkranzes.

Von toten Feinden und einem bösen Fluch.

S'Tuisse-Chaspis-Verelis-Marti wurde wegen seinen schlimmen Prophezeiungen und wegen dem bevorstehenden Teufelstanz in Heiterbach tüchtig ausgelacht. Nun waren die Arbeiten schon Monate im Gang und nirgends wurde ein Teufelsschwanz gesehen. Marti ließ sich nicht von seiner Meinung abbringen. Bei solchen Gesprächen machte er ein Gesicht wie ein Berggeist und warnte: „Lacht nicht, Ihr guten Leute, lacht nicht. Wartet bis sie mit dem Bulldozer und dem Trax ans Heidengrab kommen, dann werdet ihr die alte Gerechtigkeit erleben."

Im vordersten Zipfel von Kaspars Schlipf, dort wo seine Matte eben wird, erhebt sich seit urdenklichen Zeiten ein Hügel wie eine Pyramide. Die einen behaupten das sei ein Heidengrab. Andere wollen wissen, es sei ein

Ueberrest von einem Bergrutsch und von diesem habe Kaspars Heimen seinen Namen Schlipf bekommen. Schon Kaspars Großvater wollte diesen unbequemen Hubel abtragen, vermutete dort Bergschotter für die Straße zu finden. Man hat ihn gewarnt. Daraufhin wagte er nicht einmal den Wasen abzudecken um festzustellen, ob Grien zu finden sei.

Marti erzählte die alte Sage auf seine Art: „Vor urdenklichen Zeiten wurde in Heiterschwand schon gerodet, Vieh aufgetrieben und gejagt. Vom Osten her kamen wilde Horden, verjagten die Bewohner der enneren Täler und nahmen das Land in Besitz. Im Sommer kamen sie über die Berge, wie eine Rattenplage fielen sie unvermutet über die Siedlungen her, ermordeten die Männer, verschleppten die Frauen und Töchter, steckten die Kinder an lange Spieße und ritten brennend und raubend das Tal ab. Hier in Heiterschwand haben die freien Bewohner des Landes, im Wald versteckt auf die Räuber gewartet lange Zeit. Sie haben vermutet, daß sie mit ihren kleinen Pferden über den Paß kommen könnten und haben die Geduld nicht verloren.

An einem frühen Morgen kamen sie daher. Wie eine schwarze Schnur, die man über einen Steinhaufen zieht, sah man sie vom Paß herkommen, den weiten Weg bis zum obersten Wald. Die Krieger im Versteck ließen den vordersten Trupp vorbeiziehen bis unter die hohe Fluh. Dann fielen sie über die Hauptmacht her. Mit Steinen und Holz, mit Schwert und Axt und schonten sie nicht.

Hier am Weg haben sie die Toten in eine Grube geworfen und Erde und Steine aufgeschüttet, ihre Pferde und ihr Kriegsgut verteilt.

Eine Frau, die mit den Reitenden über den Berg gekommen, hat man in Ketten gebunden. Das Teufelsweib hat sich aus dem Gefängnisturm befreit, ist hier auf das Grab zurückgekehrt und hat geweint und gejammert. Die Männer, die ihr nachspürten und sie einfangen wollten haben gehört, wie sie auf dem Grabhügel stand und in alle Winde schrie, das Land und die Menschen verfluchte und alle bösen Geister zusammenrief.

Die Verfolger haben sie nicht erreicht. Sie war plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Im Herbstschnee haben Jäger noch Spuren gesehen, Abdrücke ihrer sonderbaren Schuhe.

Jeder der vorüberging hat einen Stein auf das Grab geworfen, bis der Hügel so hoch aufragte, daß nur noch die Jungen und Starken im Werfen die Spitze erreichen konnten."

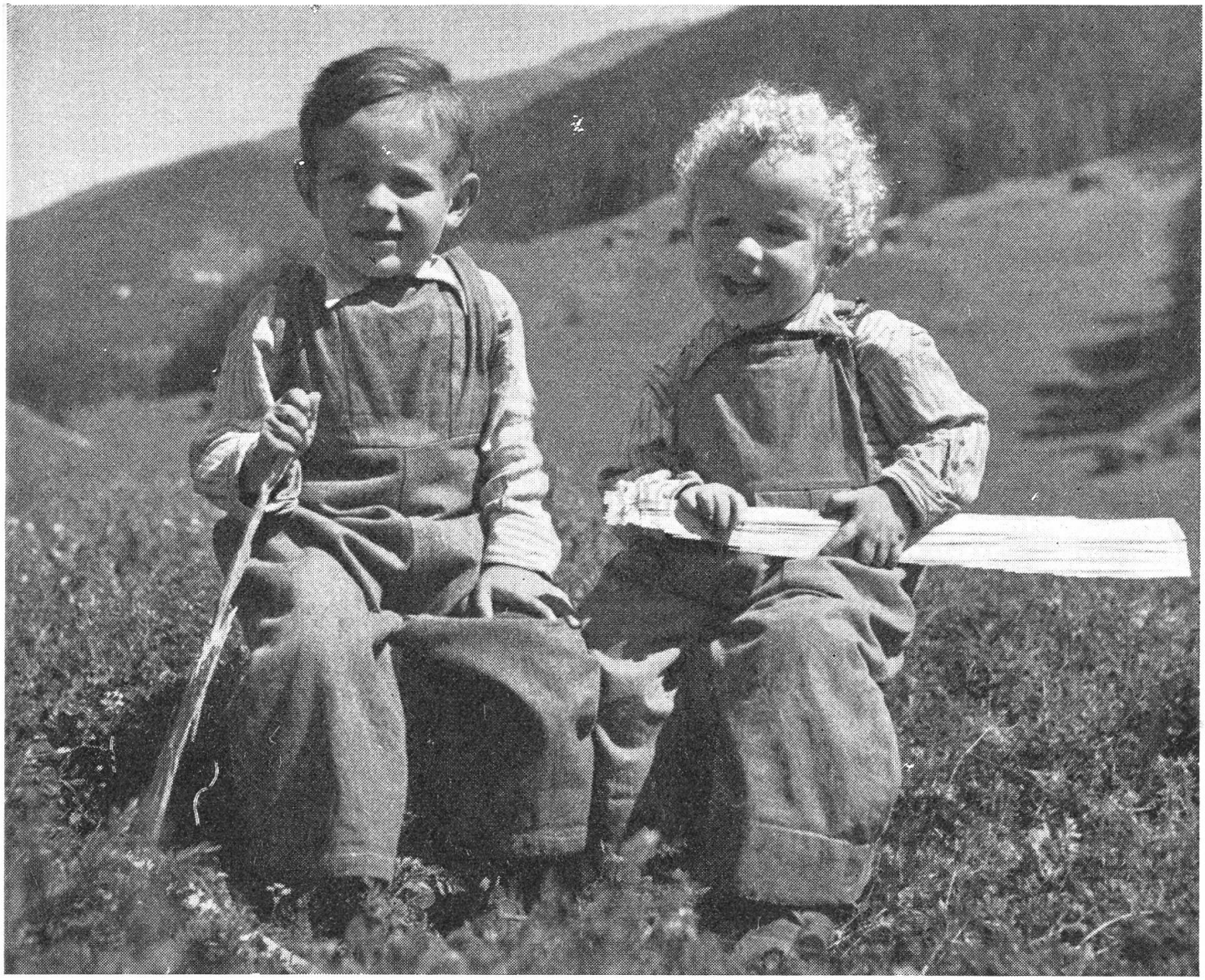
Nach diesem Bericht ist der Marti aufgestanden, hat mit erhobener Hand und mit einem Blick als ob er durch Felsen und Berge hindurchschauen könnte und mit bebender Stimme gesprochen: „Den Fluch des Teufelsweibes trifft, wer die Grabesruhe der toten Krieger stört. Donner und Blitz und der Wirbel aller Elemente wird die Untat rächen. Lacht nicht! Ihr werdet es erleben."

Bei den Jungen fand Marti wenig Glauben. Aber sie wunderten sich, daß der Uerte-Vogt jeden Tag schon vor Arbeitsbeginn auf dem Bauplatz stand, seitdem der Graben für die Druckleitung dem Heidenhubel näher kam. Er fragte die Führer der Baumaschinen aus und verließ die Arbeitsstelle beim unteren Schlipf nur während der Mittagspause. Ständig kletterte er in dem Graben herum. stieg auf die Lastwagen, untersuchte den Aushub. Der dicke Peter mußte unaufhörlich achtgeben, mit dem Schwenkkran nicht den alten Melk zu treffen oder zu verschütten.

Mitten am Vormittag warf der Uerte-Vogt beide Hände in die Luft und kommandierte Halt. Der Bulldozer mußte stehen bleiben. Der alte Melk rief den Stefan Kalbermatten und den Bauführer herbei und erklärte, daß hier im Graben bis ennet dem Hubel nur noch von Hand, mit Pickel und Schaufel und nur noch von eigenen Leuten weiter ausgeschöpft werden dürfe.

Die Arbeiten im Stollen nahmen ihren Fortgang. Die Maschinen beim Heidengrab blieben stehen.

Der Uerte-Vogt war mit dem Vertrag auf den Plan getreten und hatte den Herren mit seiner ganzen Autorität erklärt, daß alle Fundgegenstände der Uerte gehören, und folglich diese auch von der Uerte zu Handen genommen würden und nicht mit Schaufelkranen kaputt gemacht und abtransportiert werden dürften. Bei diesem Streit hielt er ein verrostetes Stück Eisen in der rechten und



Frohe Bergkinder
Foto Meerkämpfer

einen Menschenknochen in der linken Hand und fuchtelte damit den aufgeregten Herren von der Bauleitung vor der Nase herum.

Also mußten die Uerte-Bürger aufgeboten werden. Zwischen Heu und Embd sollten sie zum Graben kommen. Und ausgerechnet s'Tuisse-Chaspis-Verelis-Marti, der prophetische Warner, wurde auf den Weg geschickt um alle aufzubieten, die nicht auf der Alp waren. Marti trat in die Häuser, sagte sein Sprüchlein auf, wie es ihm aufgetragen war, dann machte er eine kurze Pause und ließ noch ein kleines Feuerwerk seiner eigenen Gedanken los und am Schluß: „Also, wenn Ihr den Heidenfluch auf Euch herabrufen wollt, dann geht!"

Der alte Melk übernahm nun die Bauleitung für den Graben durch den Heidenhügel, gab jedem genaue Anweisungen, bei jedem Pickelschlag, bei jedem Schaufelstich aufzupassen und den Aushub genau zu untersuchen. Jedoch konnte er seiner ersten Funde nicht froh werden. Eine richtige Backofenhitze trieb den Männern den Schweiß aus allen Poren, Mücken und Brämen schwirrten um ihre Köpfe wie besessen. Ein dumpfes Grollen und pechschwarze Wolken kamen hinter der Bergwand hervor, Blitze und Donnerschläge folg-

ten. Einer nach dem andern ließ die Schaufel stehen, ging davon um Herd und Vieh zu schützen.

Schwere große Tropfen fielen bolzgrad herab. Ein unheimliches Rauschen erfüllte das Tal, das sich in eine Finsternis hüllte, als ob es auf die Nacht zu ginge. Grelle Blitze zeigten die Gefahr, die aus den gewaltigen Wolkenbänken mit ihren zerfetzten Rändern drohte.

Dann brach noch der Wetterwind herein. Peitschte den Regen, kämmte Baum und Hag, trieb die Nässe in die Küchen, in die Lauben, fuhr unter die Dächer. Ihm nach kam eine Flut vom Himmel her, die kein Ende nehmen wollte. In immer neuen Strömen und Güssen trommelte sie auf die Schindeln und Ziegel, füllte alle Löcher und Tiefen und rauschte in die Nacht hinein. Als ob sich die bösen Gewitter aus allen Ländern hier zwischen den Bergen treffen wollten, stürzten, kaum daß sich die Güsse ein wenig gemildert, von einer andern Seite neue Sturzfluten daher. Nacht und Tag ohne Unterbruch goß es in Strömen.

Unter dem Trommeln des Regens.

Kein Briefträger kam, kein Metzger oder Bäcker. Kaum wagte sich ein Hund über den Weg. Aber vom Schlipf her kam der Kaspar in die Rohrweid, sah bleich und übernächtig aus und war voller Angst. Er wollte dem Arzt telefonieren. Seit Tagen sei seine Frau mit Fieber im Bett. In der letzten Nacht aber sei es auf einmal so schlimm geworden, sie habe alle Farbe verloren, habe keine Antwort mehr gegeben. Der Herzschlag sei plötzlich ausgeblieben. Der Mann war so aufgeregt, seine Hände zitterten. Er konnte die Nummern nicht einstellen, seine zappeligen Finger waren dazu nicht mehr imstand. Mariann stellte die Verbindung her. Der Arzt versprach allsogleich zu kommen.

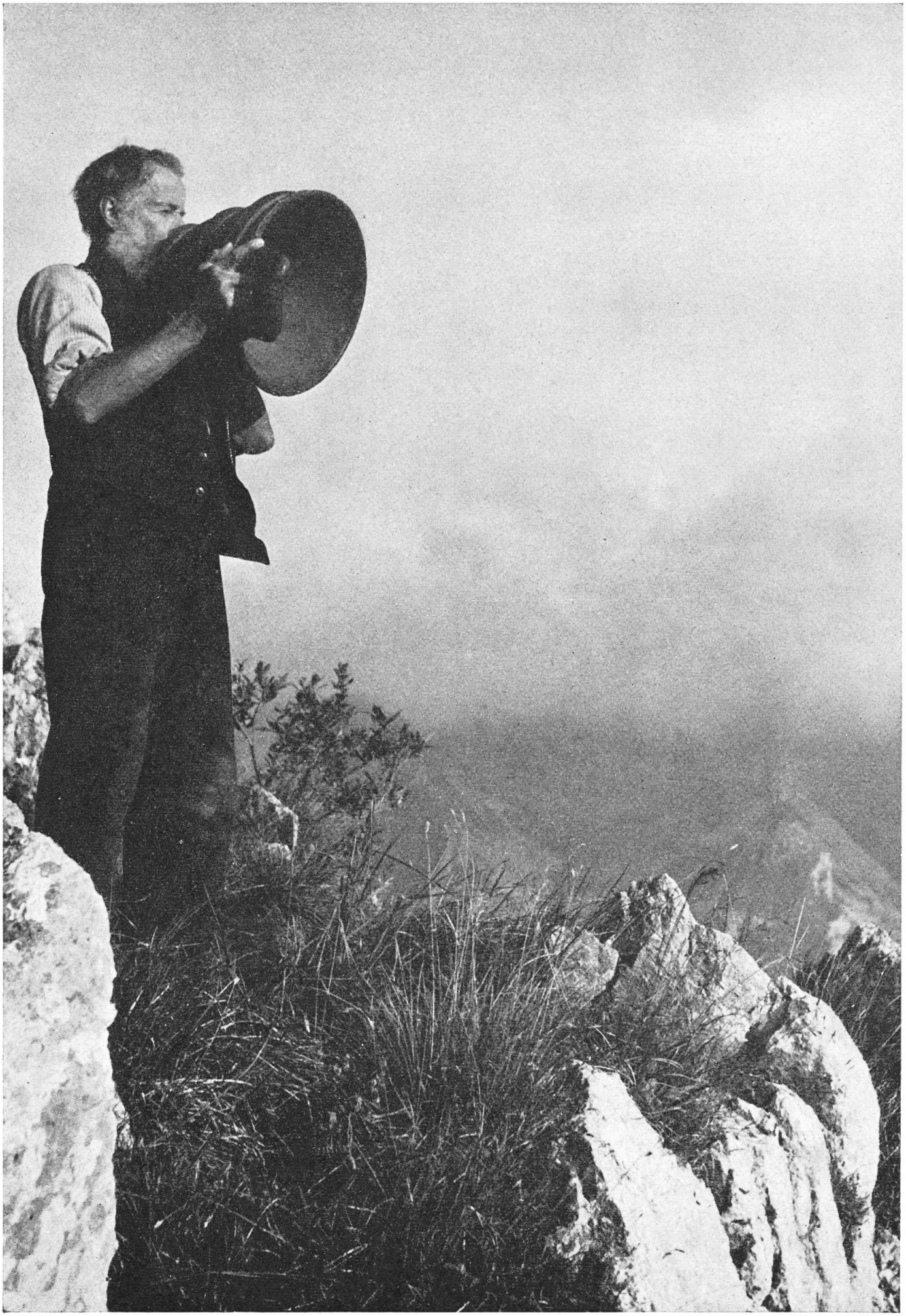
Mariann und die Mutter gingen mit dem vergälsterten Kaspar hinauf. Nach einer Stunde kam Mariann mit den fünf Kindern durch den Regen daher, zwei auf den Armen, die andern in Säcke und Tücher gehüllt hintennach.

Die Mutter fand ihre Tochter sterbenskrank. Was half es zu fragen, warum sie nicht früher berichtet. Was nützte es hinterher zu raten, was man vorher hätte anwenden und trinken sollen. Agnes hatte gehofft, es werde jeden Augenblick besser. Die Schmerzen seien zeitweilig wieder wie weggeblasen gewesen. Kaspar habe die ganze Nacht gewacht und alles getan um zu lindern und zu helfen.

Die Mutter erkannte die drohende Lebensgefahr auf den ersten Blick. Verbarg jedoch ihre Gedanken. Den jammernden Kaspar mahnte sie seine Arbeit im Stall zu versehen. Sie braute Tee, legte heiße Umschläge auf den schmerzenden Leib, sorgte für Ruhe und schaffte Vertrauen. Unendlich langsam rückte der Zeiger der Stubenuhr von Zahl zu Zahl. Spätestens in einer Stunde sollte der Arzt hier sein. Sie schickte Kaspar nochmals ans Telefon. Er kam zurück ganz verstört, berichtete der Doktor sei sofort mit dem Auto weggefahren. Dann winkte er der Mutter zu ihm in die Küche hinaus zu kommen. Dort fand sie ihn, von Weinen und Schluchzen geschüttelt, und hörte, was er inzwischen vernommen. Die Straße ins Tal sei in den obersten Kehren verschüttet. Ein gewaltiger Bergrutsch liege haushoch am Abhang. Für Tage sei jeder Verkehr unmöglich. Kaspar wendete sich ab, er konnte der Mutter nicht länger in das erschrockene Gesicht schauen. An die Wand gelehnt, das Gesicht in die Arme vergraben weinte und jammerte er: „Ich bin schuld, ich allein bin schuld. Das ist die Strafe!“

„Allmächtiger Gott“, rief die Mutter und blieb wie gebannt stehen. Das Blut wich ihr aus dem Gesicht. Ein fürchterlicher Schmerz griff nach ihrem Herzen. Voll Entsetzen sah sie, wie in einem Traumbild, die fünf Kinder an einem offenen Grab.

Mit aller Kraft überwand sie den lähmenden Schrecken, zwang sich zum ruhigen Ueberlegen. Dann legte sie ihre Hand auf die zuckende Schulter Kaspars und sagte: „Mein Sohn, sei tapfer. Wir alle sind in Gottes Hand. Er kann alles zum Guten fügen. Jetzt mußt Du stark sein, Kaspar, glauben und vertrauen. Ich bitte Dich, geh jetzt zum Herrn Kaplan, und frage ihn, ob er trotz dem bö-



Betruf auf der Musenalp

Foto Leonard von Matt

sen Wetter kommen wolle. Sag ihm, wie es um Deine Frau steht."

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Kaspar in das Gesicht der Mutter, das von einem tiefen Ernst überschattet, voller Ergebenheit war. Wortlos ging er an ihr vorbei und aus dem Haus. „Und schick mir das Mariann", rief sie ihm nach.

Ins Zimmer ihrer Tochter zurückgekehrt, begann sie still Ordnung zu schaffen, legte ihre Hand auf die fiebrige Stirne, bot ihr zu Trinken an und sprach von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Allmählich kam sie darauf zu sprechen, daß es gut sei nicht nur den Arzt des Leibes sondern auch den Arzt der Seele zu rufen. „Mutter, mir ist so sterbensübel, mir ist, als müßte ich durch das Bett und den Boden in die Erde versinken."

Später nach schmerzlichem Stöhnen flüsterte die Kranke: „Ich bin froh, daß Du davon redest. Ich möchte gut sterben, hilf mir Mutter." Die Frau, die ihre Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, begann zu beten. Eine milde Ruhe legte sich auf das bleiche Gesicht in den Kissen und die verdorrten Lippen beteten mit.

Im Täfer hinter dem Bett knackte es laut, wie wenn ein Brett aufgesprungen wäre. Dann wurde es so still im Zimmer, daß man das Bohren eines Holzwurms hören konnte und das leise Aechzen des Uhrpendels. Mochte das Leben entfliehen, das nur noch wie zu Gast war in dem elenden, müden Körper. Ohne Mitleid, ohne Zaudern zählte der Pendelschlag sein Maß der Zeit.

Mariann war unterdessen nicht untätig gewesen. Sobald es die Kunde von der verschütteten Straße erhalten hatte, schickte es den Seppli in den Stollen. Er solle den Herrn Kalbermatten bitten, so bald wie möglich herzukommen. Seppli fand ihn auf der Straße. Er hatte bereits den Raupenbagger auf den Weg gebracht, und schickte die Arbeiter um die Straße frei zu machen. Er wußte, daß die Fahrbahn an drei Stellen überschüttet oder weggerissen war, daß einige Automobile in den Kehren stecken geblieben waren und nun versuchten rückwärts zu fahren. Wahrscheinlich saß der Arzt auch dort eingeklemmt, weil Lastwagen mit Arbeitern nachdrängten. So war kaum damit zu rechnen, der Doktor sei bald irgendwo telefonisch zu erreichen.

Stefan telefonierte der Baustelle im Tal. Man solle den Arzt mit einem Motorrad holen und zurückbringen. Der Vater gab den Rat, der Arzt könnte doch mit dem Drahtseil in die Schlenggenweid hinauf fahren. Von dort könnte er in einer halben Stunde fast ebenher auf das Vordersaß zulaufen. Stefan wollte genau Bescheid wissen über die Art der Krankheit und den augenblicklichen Zustand, damit er dem Arzt Bericht durchgeben könne, was er mitbringen müsse. Dann erhielt er durchs Telefon Bescheid, der Doktor sei auf der Bergstraße mit einem Unfall beschäftigt und müsse zuerst den Verunglückten behandeln.

In der Stube im Rohrweidhaus ging der Vater mit langsamen Schritten vom Ofen zum Tisch und wieder zurück. Auf der Eckbank kniete Kaspars Bub und staunte in den Regen hinaus. Ein Mädchen saß beim Ofen und schaute dem Großvater zu, wußte nicht warum es auf seine Fragen keine Antwort erhielt und warum heute alles so ganz anders war, als sonst.

Leute kamen mit verdreckten nassen Kleidern, wollten mit dem Ingenieur reden oder brachten Bericht. Immer wieder schellte das Telefon. Mariann fand kaum Zeit das Essen herzurichten. Warum redete heute denn niemand vom Hunger? Der Großvater ging aus dem Haus, ohne Hut, ohne Regenschirm durch die Nässe zu ihrem Haus hinauf. Warum durfte keines mitkommen?

Im oberen Stock hütete die Urgroßmutter die Kleinsten. Mit dünner verschleierter Stimme sang sie ihnen Lieder. Sie schaute immer wieder zu Kaspars Haus hinauf. Sah den Kaplan durch den Regen hinauf stapfen und dann wieder zurückkommen bis zur Kapelle. Holte er das heilige Sakrament? „Stand es so schlimm um die Frau, die junge Mutter von fünf Kindern?" Entsetzlich bange Stunden vergingen.

Im zügigen Gang draußen stand Stefan in durchnäßten Kleidern, stocherte an der Drehscheibe des Telefons herum. Immer wieder kam das Besetztzeichen. Ungeduldig legte er den Hörer hin: „So ist es in den Bergen. Ich kenne das. Ein paar Kilometer vom Spi-

tal entfernt, kann der Mensch sterben, weil niemand helfen kann. Aber mit der Technik werden wir all das überwinden." Der Bub aus der Stube trat aus der Türe, wollte sehen, mit wem Stefan rede. Und da er niemand sah, fragte er: „Warum redest Du allein?" „Weil ich nicht durchs Telefon reden kann. Wer weiß, ist jetzt die Leitung auch noch kaputt. Wenn jetzt nicht bald Hilfe kommt, laß ich aus der Stadt einen Helikopter kommen." Domini fragte: „Was ist das?" „Das ist ein Hubschrauber." „Und was ist ein Hubschrauber?" „Das ist ein Flugzeug, das überall aufsteigen und überall landen kann." „Jäso, staunte Domini, „jäso, meinst Du auch bei dem Regen?" „Jawohl auch beim Regen." Mit offenem Mund hörte der Bub zu. Er bekam einen gewaltigen Respekt vor dem Herrn Kalbermatten, der nur so auf einen Wink, ein solches Flugzeug herkommandieren konnte.

Auch sein kleines Schwesterlein kam mit bloßen Füßen hergetrippelt und wollte von dem Wunder hören. „Geht's dann der Mutter wieder gut, wenn diese Flugi kommt?" „Ja, dann kommt gleich der Herr Professor aus der Stadt", spann Stefan weiter, „das ist ein so kluger Mann, der kann Deine Mutter sofort gesund machen." „Hat der auch einen Schutzengel?" Ein Lächeln glitt über Stefans ernste Züge. „Natürlich hat er einen Schutzengel, und der Flieger hat auch einen. Domini, mach die Türe zu und das Fenster in der Küche, Ihr habt ja auch Schutzengel, und wenn die so lange hier an der Zugluft stehen, bekommen sie Halsweh und den Husten."

Ein Mann kam aus dem Haus gelaufen und der Vater hinterher

Das wollten die Kinder nicht glauben. Mit zehn Fragen zugleich überstürzten sie Stefan. Nun aber bekam er die Verbindung und erhielt den Bericht, der Arzt sei nun mit dem Verunfallten heimgekommen und fahre bald zum Drahtseil, das ihn in die Schlenggenweid hinauf führe.

In drei Sätzen war Stefan an der Haustüre, sprang auf die Straße, stieg dort in den Jeep und fuhr mit Lärmen und Krachen davon. Die Straße blieb leer. Nur der Regen klatschte in die Pfützen. Wie konnte nur so viel Wasser herniederstürzen.

Ueber und über mit Lehm bespritzt, die Räder bis an die Achsen mit Dreck verschmiert, kam der pfauchende Wagen endlich mit dem Arzt zurück und fuhr spritzend und rauchend zum Schlipf hinauf.

Domini und Marieli klebten am Fenster und schauten durch die verhauchten Scheiben. Ihr Hunger hatte sie in die Küche getrieben. Mit einem Stück Brot knieten sie nun wieder auf der Eckbank und teilten die Speise Bissen um Bissen, ohne die Blicke von ihrem Haus abzuwenden. So viele Leute waren nun dort oben und so lange Zeit. Was geschah wohl dort, in ihrem Haus?

Der Regenvorhang wurde endlich dünner, die Luft durchsichtiger. Jetzt konnten sie den Vater sehen, wie er am Fenster stand, verschwand und wieder in die Nähe kam. Schatten huschten an den Vorhängen vorbei. Und was war das? Ein Mann kam aus der Haustüre gelaufen und der Vater hinterher. „Das ist der Doktor", rief Domini, „jetzt hat er die Mutter gesund gemacht."

Mit eiligen Schritten, ja in Sprüngen kam er den Fußweg hinab und auf die Rohrweid zu, hinein ins Haus und geradewegs zum Telefon. Die Kinder vernahmen das Klicken des Apparates, das aufgeregte Reden des Doktors. Sein Husten verhinderte, daß sie viel verstehen konnten. Aber einige Worte konnten sie ganz deutlich heraushören: „Schwester Veronika — Operation — Instrumente bringen — mit dem Drahtseil — viel Blut mitnehmen. Da begann Marieli fürchterlich zu weinen, klammerte sich an seinen Bruder und zitterte am ganzen Leib.

Spät in der Nacht kam Mariann heim. Das Nachtessen hatte Seppli mit dem Vater gekocht und dann die Kinder in die Betten gebracht. Nur die Großmutter hatte noch Licht. Zu ihr hinauf schlich Mariann und berichtete von der Operation und daß jetzt eine Krankenschwester bei Agnes wache. Sie habe eine ganze Auswahl von Medikamenten und Spritzen bei sich. Für den Augenblick scheine die Gefahr gebannt. Die Großmutter wollte alles wissen. Ob der Doktor genug Licht gehabt habe. Wie sie die Tücher ausgekocht hätten. Der Tisch in der Stube sei doch sicher viel zu breit gewesen. Was der Kaspar die ganze Zeit gemacht habe. „Den haben wir jetzt endlich ins Bett gebracht", sagte Mariann, „er ist weich wie ein Kind. Ist in der Küche gesessen, hat auf den Boden gestarrt. Keinen Bissen hat er gegessen. Er ist, wie es scheint, schon manche Nacht ohne Schlaf gelegen aus Angst, bei jedem Geräusch aufgestanden. Agnes wollte dem Doktor nicht berichten. Er ist so erschüttert und erschlagen, der wird noch krank." Noch lange mußte Mariann Auskunft geben und Antworten und alle Aengste beruhigen, bis es in die Küche gehen konnte um sich ein wenig Milch zu wärmen.

Nach Mitternacht erst kam Stefan heim. Er sah Licht durch den Türspalt und fragte: „Hast Du noch Feuer im Herd? Könnte ich meinen Tschopen hier zum Trocknen aufhängen?" Mariann gab ihm die Hand und sagte: „Stefan, ich danke Dir, ich danke Dir von ganzem Herzen, für das was Du uns getan hast. Ohne Deine Hilfe wäre Agnes gewiß schon gestorben. Und Du weißt, wie lieb ich sie habe." Sein Rock war ganz durchweicht. Während er ihn auszog und seine Taschen auspackte, sprach er: „Das habe ich gern für Dich getan, liebe Mariann, noch viel mehr möchte ich für Dich tun. Du glaubst es nicht, was alles ich unternehmen möchte um Dir zu Diensten zu sein. Ich bedaure nur, daß ich Dir nur in dieser Not und nicht auch einmal zu Deiner Freude helfen kann." „Stefan, Du hast uns heute mehr getan, als alle Freuden wert sind. Ich kann Dir nie genug danken." Das Hemd klebte auf seiner Haut. „Du erkältest Dich, Stefan, wo bist Du jetzt so lange gewesen?"

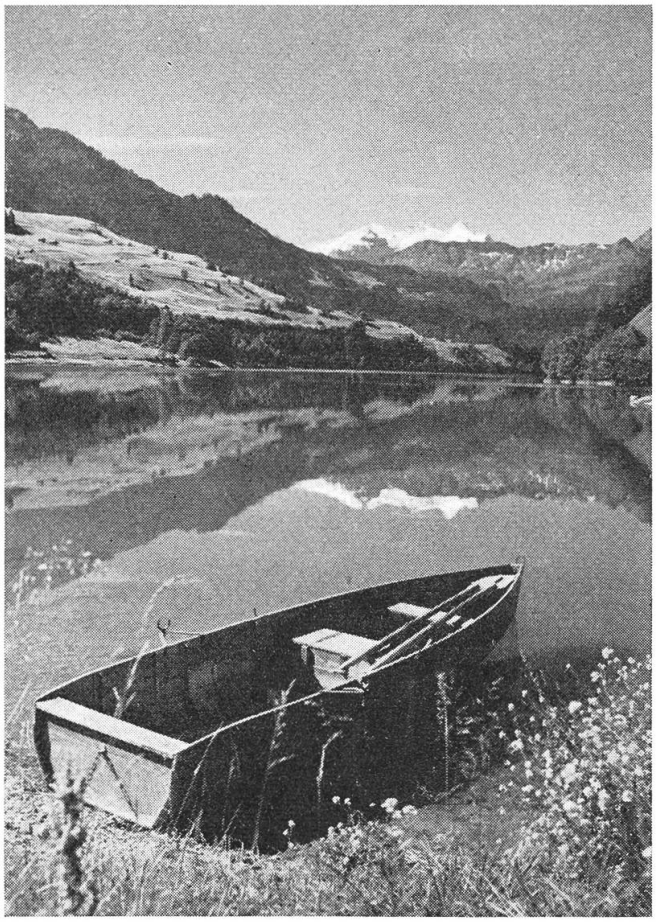
An der Wand hing Vaters schwerer Lismer, den hängte er sich um und erzählte, wie sie am Rückweg von der Schlenggenweid mit dem Jeep eingesunken seien. Sie hätten im Vordersaß Licht und Hilfe holen müssen. Der alte Melk habe mit eigener Hand sein Roß eingeschirrt, habe einen Wagen mit Holz gebracht und mit der Karrenwinde hantiert. Die Buben und auch die Mädchen vom Vordersaß seien bis eben jetzt noch am Rain im Dreck gestanden. „Der Uerte-Vogt war nicht von meinem Gefährt wegzubringen, bis ich auf gutem Grund fahren konnte. Dann haben wir noch das Roß zurückgeholt, den Wagen und die Werkzeuge. Schau doch nicht so bekümmert drein Mariann, ich bin mich doch gewohnt in Wind und Wetter. Sei so gut und schau morgen, was sich mit diesem Tschopen machen läßt. Dank Dir schön. Und schlaf gut."

Wie ein guter Freund, der Mut machen kann und Kraft verschenken, drückte er des Mädchens Hand, schaute fest in seine Augen und ging hinauf. Nicht besonders elegant anzusehen, mit seinen dreckigen Hosen und Vaters altem verflicktem Lismer.

Ohne Wurst und Brot.

Am ersten schönen Tag hinkte Marti auf ausgewaschenen Wegen daher, ging mit seinem verfetzten Rucksack bis hinunter zur verschütteten Straße. Lange blieb er dort stehen und schaute zu, wie die Arbeiter und Maschinen den Schutt wegräumten und wie immer neuer Schutt nachrutschte.

Auf dem Rückweg kehrte er im Vordersaß an, fragte die Frau ob sie ihm ein Stück Brot geben könne. Kopfschüttelnd gab sie Bescheid, der Bäcker komme erst wieder, wenn die Straße fahrbar sei. Dann fragte er, ob vielleicht noch ein Wurstzipfel zu haben wäre. Er wußte wohl, daß der Barackenwirt schon längst in alle Häuser gelaufen war, um Lebensmittel aufzukaufen. „Komm morgen, Marti", gab die Frau zur Antwort, „komm sobald der Metzger dagewesen ist. Unsere Würste haben die Italiener gegessen." „So", sagte Marti mit tiefem Ernst, „so, wenn hier beim Uerte-Vogt nichts mehr zum Essen ist, da wo der Reichtum und die Gescheitheit beisammen sind, dann ist im ganzen Tal nichts mehr zu finden. Die Frau im Schlipf, wo das Heidengrab geschändet wurde, die liegt im Sterben. Ich sage Euch, die ägyptischen Plagen kommen nach Heiterschwand, Hunger und Pest! Aber mir hat man nicht geglaubt." Dann ging er mit den gleichen Fragen von Haus zu Haus, frug nie nach Rauchfleisch, Speck und Käs, nur nach Brot und Würsten. — Marti, auf seiner traurigen Prozession, wußte nicht, daß hinter ihm her ganze Zainen frischgebackener Brote und lange Zeilen von Würsten daherkamen. Wußte nicht, daß im Haus ob dem Heidengrab das Kammerfenster weit offen stand und die junge Frau mit Appetit ein Süpplein schlürfte. Der Domini und das Marieli zur Mutter hinein durften.



Lungernsee spiegelt die Berner Alpen
Foto Reinhard, Sachseln

Der Verkünder des Bannfluches und des hereinbrechenden Elendes zog weiter. Hinter ihm her öffnete der Himmel seine Bläue, richtete die Kraft der Sonne die niedergeschlagenen Halme auf, floß aus allen Spälten und Runsen das Wasser davon. Das Wild kam aus den Verstecken, die Kühe zogen auf die Weide, die Menschen dankten Gott für das Dach über dem Kopf, für das herrlich duftende Brot, für die gesunden Glieder und daß alle die Katastrophe glücklich überstanden. Das Glitzern und Leuchten der Sonne erfüllte die Herzen mit Freude.

Was machte es schon aus, daß die Heiterschwander am Heidenhügel nicht weitergraben konnten. Die Bauleitung setzte die Arbeit für die Druckleitung hinter dem Hügel fort und ließ den „Goldgräbern" Zeit zu warten bis der Boden trocken war. Die Leute zeigten ohnehin nicht viel Interesse daran, alte Knochen auszuschaufeln und zu sortieren. — Aber wenn der Uerte-Vogt seinen Kopf durchsetzen wollte, mußte man wohl mitmachen. Jeden Tag sah man ihn schon vor Arbeitsbeginn im Heidengrab herumstochern, dann und wann trug er aber auch seinen Rucksack gefüllt mit Erdklumpen und verrostetem Zeug heim. Wie die Sage berichtete, haben die Bewohner früherer Jahrhunderte den Hügel mit losen Steinen aufgeschichtet. Der alte Melk ließ den Boden ausebnen, die Knochen in einem neuen Grab zwischen der Kapelle und der Straße versenken. Mit Ministranten, Kerzen und Weihrauch segnete der Kaplan die Ueberreste der längst verstorbenen Krieger. Der Uerte-Vogt stand da-

bei mit einem grimmigen Gesicht, als wollte er mit Hilfe des christlichen Segens alles in diese Grube verbannen, was von dem alten Heidenfluch noch wirksam sein könnte.

Heiterschwand hatte sich nicht darüber zu beklagen, von der Außenwelt abgeschnitten zu sein. Jeden Sonntag kamen Scharen von Neugierigen, die den Fortschritt der Werk-Arbeiten sehen wollten und dabei die Naturschönheiten des stillen Tales entdeckten. Der Wirt zum Gemsli, statt von der vermehrten Arbeit abzumagern, wurde dicker und fetter. Experten des Werkes und der Baufirmen tauchten auf. Blaue, braune, gelbe Automobile standen auf dem Platz vor dem Stollen.

Höchst bescheiden im Postauto, erschienen auch einmal drei Herren der eidgenössischen Kunstkommission zur Begutachtung der Renovations-Arbeiten an der Kapelle. Sie kletterten auf den Gerüsten herum, betrachteten die herrlichen Bilder im Chor mit der Lupe. Prüften den Boden, die Wände, den Außenverputz. Waren entzückt und begeistert, stiefelten in der Matte herum, um die Kapelle aus allen Blickrichtungen zu betrachten. Und verschwanden mit dreckigen Schuhen und verstaubten Kleidern in der Kaplanei.

Hier fielen sie erst recht in ein großes Staunen. Aus dem windschiefen Gebäude war seit ihrem letzten Besuch ein schönes Haus geworden. Die eichene Stiege mit geschnitztem Geländer führte sie in einen hellen Gang hinauf. Die damals mit brauner, verschmutzter Farbe überstrichenen Türen, präsentierten sich im milden Seidenglanz des Nußbaumholzes. Täfer und Decken waren gereinigt und umschlossen heimelige Stuben und Zimmer mit hübschen Holzböden. Die neuen Fenster waren der alten Bauweise nach gegliedert.

Hocherfreut begrüßten sie den Herrn Kaplan und gratulierten ihm zu seinem guten Stilgefühl, das sei eine prachtvolle Leistung. Der alte Herr lachte verschmitzt und sagte, er ernte ein Lob, das nicht ihm zukomme. Er habe sich nur gegen diesen Umbau gewehrt, habe seit Monaten unter dem Klopfen und Waschen, dem Staub und der Unruhe gelitten und gejammert. Er zeigte auf den alten Melk, der heraufgekommen war: „Das ist der Mann, der das Wunder vollbracht hat."

Die Herren wendeten sich nun dem bärtigen Mann zu, auf dessen Hut ein Edelweiß und zwei krumme Brissagos prangten und erkannten in ihm wieder den Mann, der ihnen bei der ersten Besichtigung in der Kapelle mit so viel Interesse zugehört hatte.

„Sie sind aber ein tüchtiger Innenarchitekt", rühmte ihn der Professor. „Nein, nein", brummte Melk, „ich habe nur den Paragraphen im Vertrag gedrechselt und bin dann den Herren vom Elektrizitätswerk etwas auf die Seele gekniet", langte eine Brissago von seinem Hut, zog mit den Zähnen den Halm heraus, brach die Spitze ab und fragte ob einer der Herren vielleicht Zündhölzer in der Tasche habe. Nun führte er die Herren in das obere Zimmer und zeigte ihnen die prächtigen Figuren für den Kapellaltar, wie sie im Glanz ihrer früheren Herrlichkeit aus des Künstlers Werkstatt zurückgekommen waren.

Unterdessen schoß die Haushälterin des Kaplans von der neuen Küche in den Keller, in die Stube, vom Buffet zum Schrank und in alle Winkel. Sie hatte heute schon dreimal ihre grauen Haare neu aufgesteckt, zweimal die Schürze gewechselt, ihr bestes Kleid angezogen und die goldene Brosche angeheftet. Vorbei war die Zeit der verschmutzten Böden, der Arbeiter, die alle Zeit im Wege standen, jede Mühe des Putzens zuschanden machten. Vorbei der Jammer und die Klage. Nun wollte sie den Herren auch zeigen, daß sie sich in einem so schönen Haus gut ausnahm und einen hohen Besuch zu bewirten verstand. Teller und Besteck aus ihrem eigenen Besitz, Erbstücke einer vornehmen Tante, prunkten auf dem Tisch. Geräucherter Speck aus dem Kamin der Rohrweid, Bratwürste von einer Metzgete im Vordersaß mit Zwiebeln und Buttersauce, und Wein aus der Kiste des Uerte-Vogts zierten die Tafel.

Um diesen Tisch gruppiert, wurde die Höhe des Bundesbeitrages an die Renovation besprochen, wurde von den Fachleuten der Kunst und des Denkmalschutzes der endgültige Abschluß der Renovation genehmigt. Beim schwarzen Kaffee stellte man vergnüglich fest, daß alle Anwesenden mit einander höchlich zufrieden seien, die hurtige Haushälterin mit eingeschlossen. Auch beschloß man, zur neuen

Kapellweihe einen hohen kirchlichen Würdenträger einzuladen.

Der letzte Kaffee aus der Kanne floß in die Tassen, da nahm der Uerte-Vogt aus seiner Hosentasche eine Münze, legte sie auf den Tisch und dazu eine alte Schmuckkette aus daumennagelgroßen Scheiben, die an ihrer Oberfläche goldig schimmerte, und sagte: „Ihr Herren, Ihr habt ja die Kunst studiert, darf ich vielleicht fragen, wie alt diese beiden Stücke sind."

Nun fingen die Augen zu blitzen an, die Kette wanderte von Hand zu Hand, die Lupe wurde aus der Tasche gezogen, und tiefes Schweigen trat ein. Die gelehrten Köpfe beugten sich tief. Im Flüsterton wurden Jahrzahlen genannt. Der dicke Herr mit der schwarzgerandeten Hornbrille schaute endlich auf und sagte: „Ja, meine Herren, wir erleben ja bei Euch eine Ueberraschung nach der andern. Das ist ja eine Sensation, wenn ich das unserem Direktor vom Landesmuseum ins Ohr flüstere, dann springt er einen Meter hoch in die Luft. Sagen Sie mir Herr Uerte-Vogt, woher kommt diese Kette?"

Der alte Melk zog seine Hand aus der Hosentasche. Er hatte dort nämlich schon ein drittes Stück zum Vorzeigen bereit gehalten. Nun aber der große Wert der beiden andern so offensichtlich zutage trat, beließ er es ruhig in seinem Versteck und sagte nur: „Ich habe das einmal in einem Loch gefunden. Es kommen eben nur selten gelehrte Herren hierher, so wollte ich es bei dieser Gelegenheit zeigen." Das Fragen und Prüfen wollte kein Ende nehmen. Beinahe hätten die Herren die Abfahrt des Postautos verpaßt. Aber die andern Fundgegenstände, die der alte Melk mitgenommen hatte, zeigt er nicht mehr.

Sie schreiten in der Kapelle bis zum Altar.

Das Vieh kam von der Alp mit klingenden Glocken und Meiensträußen an den Hörnern. Jodel und Jauchzer erfüllten das Tal. Mädchen winkten aus den Fenstern. Männer traten aus den Ställen und betrachteten die vorüberziehenden Senten. Vor der Kapelle, die vom Gerüst befreit einen herrlichen Anblick bot, saßen Frauen und Töchter und flochten Kränze. Am Sonntag sollte die Kapelle eingeweiht werden.

Vor der Kapelle saßen Frauen und Töchter und flochten Kränze

Mariann, als Tochter des ehrenamtlichen Sigristen und Nachfahrin einer ganzen Reihe ehrwürdiger Sigristengeschlechter stand mit Putzlappen, Waschbürste und Kessel unter der Kapellentüre und winkte hastig dem Bläsi, der stolz mit seinen schönen Kühen und dem bösen Stier vorüberzog. Ein Stück weiter an der Straße, stand der Seppli und stimmte in den Jauchzer ein. Er war eben daran, mit Stefan zusammen einen mächtigen Triumphbogen aufzustellen zum Empfang des Weihbischofs. Bläsi betrachtete den kühnen Bogen und dessen Konstrukteur nicht mit ungeteiltem Wohlgefallen. Vielleicht war das der Grund, warum Bläsi schon früh am Abend in der Küche der Rohrweid auftauchte.

„Grüß Dich Gott, Bläsi", begrüßte ihn Mariann mit herzlicher Freude, „das ist aber lieb, daß Du gleich kommst. Du hast mir schon lange gefehlt. Komm bitte mit mir hinüber

in die Kapelle." Bevor er nur recht ringsum guten Tag sagen konnte, zog das Mädchen ihn aus dem Haus mit sich fort.

Hocherfreut eilte Bläsi hinter dem Mädchen nach, gespannt was für eine freudige Nachricht er vernehmen werde. Er hatte seinen lieben Schatz schon so lange nicht mehr gesehen. Die frohe Begrüßung hatte allsogleich seine Aengste vertrieben. Unter dem Vorzeichen blieb es stehen, und flüsterte ihm ins Ohr: „Weißt Du, ich will Dir zuerst und allein die Kapelle zeigen, bleib jetzt hier stehen. Ich gehe und zünde alle Lichter an." Damit verschwand es hinter der Türe, die es wieder nachdrücklich verschloß. Bläsi betrachtete das Portal mit der kunstvoll geschnitzten Türe, den wappengeschmückten Marmorbogen und wartete geduldig, bis die liebe Hand ihm durch den Türspalt winkte. Und nun sah er die Kapelle im neuen Gewand, die Statue der Gottesmutter über dem Tabernakel in Gold und rotem Mantel, der Kranz der wiederentdeckten Bilder im Chor, die weißen Wände des Schiffs im Schmuck der Stukkaturen, hell und licht und feierlich der Raum und erfüllt von einer innigen Bethaftigkeit und Vertrautheit.

Mariann freute sich an seinen strahlenden Augen und seinem Verwundern. Sie gingen Hand in Hand bis hervor zum Altar, langsam einherschreitend wie bei einem festlichen Einzug. „So, das wollte ich mit Dir erleben, Bläsi", flüsterte es im Anblick der sanft lächelnden Muttergottes, „und nun brauche ich Dich, weil Du ein geübter Kletterer bist. Als Wachtmeister im Hochgebirgskurs, bist Du imstande die Kränze und Girlanden auf den höchsten Simsen und Kanten zu befestigen."

Das helle Licht lockte noch andere Leute in die Kapelle, die gerne bereit waren der liebenswerten Sigristentochter beim Schmükken zu helfen. „Stefan, könntest Du hier die Leiter halten? Ich möchte ihm einen Kranz hinaufgeben", rief Mariann. Und schon sprang Herr Kalbermatten herzu. Bläsi turnte an den Wänden herum, wußte nicht, soll er sich freuen, daß der Walliser ihm die Leiter zum Aufstieg halten mußte, oder soll er sich ärgern, daß er hoch an den Simsen kleben und der Walliser unten mit Mariann flüstern konnte.

Mit Mitra und Krummstab.

Ein herrlicher Herbsttag kam über die östlichen Berge daher. Leichte, weiße Nebel wanderten den Felsen nach und lösten sich in blaue Luft auf. Der Wald hatte sein buntestes Kleid angezogen. Tropfen glitzerten an jedem Blatt und Halm. Der Rauch aus den Kaminen stieg kerzengerade empor. Von allen Seiten kamen festlich gekleidete Leute daher, Kinder mit Blumen und bunten Bändern.

Unter dem Triumphbogen formierte sich der Zug. Sonnenverbrannte Bubengesichter schauten aus roten Ministrantengewändern auf ihre fromm gefalteten Hände. Geistliche Herren aus den benachbarten Tälern in weißen Chorhemden folgten. Mit Chormantel und Stab und der goldüberstickten Mitra schritt würdig der Weihbischof daher, die Kinder und Frauen segnend, begleitet vom rotgewandeten Domherrn und vom Kaplan. Nahe hinter ihm ging mit festem Schritt der Uerte-Vogt. Etwas weiter zurück der Uerterat und die Männer von Heiterschwand. Ihnen schloß sich ein Trupp Italiener an, die mit hellen Stimmen sangen, laut wie ein mächtiger Chor.

Seit Menschengedenken war nie ein Bischof nach Heiterschwand gekommen. Der heutige Tag wurde dadurch ein doppeltes Jubelfest. Die Kapelle konnte den Andrang der Leute nicht fassen. Alle wollten die Feier der Einweihung erleben und der heiligen Messe des Bischofs beiwohnen. Zur Predigt rüstete er sich wieder mit Mitra und Stab und bat die Leute auf den freien Platz hinaus zu treten, damit alle seine Worte hören könnten.

Unter dem Vorzeichen stehend sprach er zu ihnen, von der Freude in seinem Herzen, über den Mut und den Opferwillen der kleinen Gemeinde, die ihr Heiligtum so würdig und schön erneuert habe. Vom Wohnen des Allmächtigen Gottes inmitten der Wohnungen der Menschen, um geliebt zu werden. Vom Allbarmherzigen, der auch alle beschützt und weise führt, die ihn lieben. Nur aus der Liebe kann der Friede werden, der allein glücklich macht. Sprach von der besonderen Freude, hier im stillen Hochtal ein so liebes

und trautes Heiligtum der Gottesmutter zu finden, unter deren Schutz wir uns alle Tage begeben, die Vermittlerin der Gnaden, der Fürsprecherin vor dem Throne.

So viel Wärme, so viel Zutrauen und väterliche Sorge um diese Bewohner des abgeschiedenen Tales klang aus seiner Ansprache mit. Gerührt von der Schlichtheit und Macht seiner Worte knieten sie nieder um den Segen des Bischofs zu empfangen.

Nach dem Gottesdienst versammelte sich die Geistlichkeit und die Behörde in der Kaplanei, während die jungen Burschen Tische und Bänke herbeiführten und für das folgende Festessen aufstellten. — Ueber dem Tisch des Bischofs spannten sie auf hohen Stangen eine große Wagenblacke, nicht wegen dem Regen, den hatten sie an diesem prachtvollen, warmen Tag nicht zu befürchten, nein, ein Sonnendach spannten sie auf über den Sitz des Bischofs.

Mädchen in der schmucken Tracht des Tales servierten. Alles war versammelt, was auf eigenen Beinen herkommen konnte. Suppe, Braten, Gedörrtes und Geräuchertes, Wildbret und Würste wurden aufgetischt. Der Herr Kaplan, mit seiner zerbrechlichen Stimme begrüßte den Bischof mit herzlichen Worten, erwähnte die hohe Ehre für Land und Volk von Heiterschwand. Die Freude an seiner Anwesenheit konnte der Gefeierte aus allen Gesichtern lesen. Der Kaplan sprach aber auch seinen aufrichtigen Dank aus, für die herrliche Renovation und die Erneuerung seiner Kaplanei, die auch seinen Nachfolgern ein großes Lob für die Heiterschwander entlocken werde.

Die Beiden machten nicht sehr freundschaftliche Gesichter

Der Uerte-Vogt entschloß sich, nachdem er von seinen Nachbarn immer wieder gestupft worden war, ebenfalls eine kurze Rede zu halten. Die Anrede an den Weihbischof und den würdigen Domherrn machte ihm zwar einige Mühe. Nach den ersten Sätzen aber kam er richtig in Fahrt. „Man hat mir den Vorwurf gemacht, ich hätte mit dem Elektrizitätswerk den Teufel in unser Tal eingelassen. Ich will jetzt gerade vor dem gnädigen Herrn diese Teufelsrechnung vorzeigen. Mit der Zusicherung vom Werk haben wir gewagt die Kapelle instand zu stellen. Mit dem Geld vom Werk haben wir die Kaplanei umgebaut. Die ersten Erträgnisse haben wir für das Gotteshaus und für seinen Priester verwendet. Und wahrscheinlich bezahlen uns die Funde aus dem Heidengrab noch die übrigen Kosten. Ich habe noch nie davon gehört, daß der Teufel mit so viel Fleiß und Eifer die Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse betreibt. Und weil ich jetzt schon stehe und rede, soll auch gesagt sein, und soll das unser Bischof hören. Wir haben es zu einem großen Teil unserem geschätzten Kaplan zulieb getan. Wir haben ihm für die vielen, vielen Jahre seiner guten Priesterhilfe noch mehr als das zu danken.“ Dann setzte er sich, nahm einen Schluck, strich sich über die Augen, griff in die Tasche und langte nach der ersten Brissago dieses Tages. So lange hatte er noch nie auf das blaue Räuchlein gewartet.

Warum der alte Melk hinken muß.

Eine festliche Gemeinde feierte zusammen mit dem Bischof. Eine übermütig fröhliche

Gemeinde feierte am Abend bei Laternenlicht und Lampions, mit Musik und Tanz und frohem Singen. Die Triller der Klarinette, das Schmettern der Trompete, das Brummen der Baßgeige stiegen gegen den freundlichen Mond empor, drangen in die Häuser zu den Kindern und erfreuten noch jene, die zuhause bleiben und hüten mußten. Auf dem Bretterpodium drehten sich die Paare, zappelten die Wimpeln und flackerten die Lichter.

Der Uerte-Weibel war natürlich seit dem ersten Suppenteller nach dem Gottesdienst nicht mehr von seinem Platz aufgestanden. Nun bekam er nicht nur Brot und alte Wurstzipfel, für den Augenblick war auch er mit dem Werk ausgesöhnt. Er befand sich in guter Stimmung. Seit Stunden schaute er dem fröhlichen Treiben zu. Er wollte sogar den Versuch machen und trotz seinem Hinkebein einen Walzer wagen. Aber eine gute Tänzerin mußte er haben. Er äugte immer zum Mariann hinüber. Aber das Mädchen war schon bei den ersten Klängen eines jeden Tanzes entweder mit dem Bläsi oder dem Stefan auf den Brettern. Sie saßen beide einander gegenüber und Mariann gleich dabei oben am Tisch. So konnte er nie zurecht kommen.

Das ärgerte den Marti. In einer Tanzpause schlich er herzu und sagte laut über alle Köpfe hinweg zu den beiden Rivalen: „Ihr zwei, Ihr seid da vor dem Mariann wie zwei Kerzenstöcke vor einem Madonnenbild. Heh, vorläufig gehört sie noch keinem von Euch! Will auch einmal mit ihr tanzen.“ Mariann spürte die Hitze in seine Wangen steigen, sprang auf und sagte lachend: „Komm Marti, sollst Dich heute nicht zu beklagen haben“ und führte ihn aufs Podium. Bevor er außer Atem kam meinte er noch: „Siehst Du, wie Deine zwei Leuchter einander beflackern. Wenn heute Nacht der Bläsi nicht den Kalbermatten über den Haufen wirft, dann fresse ich eine Bierflasche mit samt dem Verschluß.“

Um der Wahrheit recht zu geben, die beiden machten nicht gerade sehr freundschaftliche Gesichter. Der Walliser, mit seinem hitzigen Blut hatte ein paar Mal versucht seine Hand vertraulich auf Marianns Arm zu legen. Dazu geisterte es wie Wetterleich in Bläsis Augen. Es war nicht nur der Duft von Kaffee mit Schnaps, das ihn in der Nase kitzelte. Vielleicht konnte er sich noch beherrschen, weil ihm die Worte des Bischofs in den Ohren klangen. Vorläufig aber gewahrte er noch nicht den versprochenen Frieden, der aus der Liebe ströme. Stefan schien auch bereit, seine Liebe eher mit dem Schwert als mit Sanftmut zu verteidigen.

Nicht nur Marti, auch andere Leute hatten schon längst das gefährliche Seilziehen am oberen Tisch beobachtet. Die Nacht wurde kühl, ältere Leute waren schon aufgebrochen. Von überall her konnte man zu Marianns Platz hinüber sehen. Nach den nächsten Tänzen rief der Uerte-Vogt den Bläsi zu sich und sagte ihm: „Bläsi, komm mit mir auf die Straße. Ich habe einen verfluchten Schmerz im Bein. Gib mir Deinen Arm. Ich will den Leuten nicht zeigen, daß ich vom Fest heimhinken muß.“ Dieser Wunsch war so dringlich ausgesprochen, das Aechzen, mit dem der Großvater sich erhob, war so echt. Bläsi konnte nur schnell zugreifen und mit dem leidenden Mann in die Dunkelheit verschwinden. Bläsi dachte, sobald er wieder besser gehen kann, laufe ich zurück.

Schwer stützte sich der Uerte-Vogt auf seines Enkels Arm. Stöhnend schritt er aus dem Bereich der Lichter und so weit, bis die Klänge der Tanzmusik schwächer wurden. Dann blieb er stehen, horchte nach allen Seiten, ob er Schritte vernehme und sagte dann: „Siehst Du, jetzt geht es mir besser. Aber Du gehst mir nicht zurück Bläsi. Verstehst Du! Wegen Dir bin ich ohne Abschied von meinem großen Fest davongegangen. Habe nicht gewußt, daß Du so an dem Mariann hängst. Hast mir nie ein Wort gesagt. Ich will Dir sagen, mit Dreinschlagen kannst Du das Mädchen nicht von ihm wegreißen. Dann pflegt es ihn gesund, verrinnt vor Mitleid und verliert dabei sein Herz.“

Mit knirschenden Zähnen schaute Bläsi zu, wie gut und sicher der Großvater nun neben ihm herlief. Immer und auch jetzt wieder mußte er gehorchen, auf die Zähne beißen, dem Alten rechtgeben und still bleiben. Aber jetzt hatte er Schnaps im Leib und süßen Wein, vor seinen Augen flimmerte noch das liebliche Lächeln, das Mariann an den Wal-

liser verschenkte. Jetzt wollte er nicht mehr schweigen.

Wieder begann der Uerte-Vogt zu reden: „Du siehst, ich werde alt. Bin nur ein paar Stunden an der Zugluft gesessen, schon krümmt mich der Schmerz zusammen. Aber der Kopf ist noch gut. Ich sag Dir Bläsi, wenn Du jetzt mit mir heimkommst, dann geb ich Dir den Schlüssel, mit dem Du Deinem Schatz die Herztüre aufmachen kannst. Glaub mir und komm in die Stube hinauf."

Also wieder, wie jedesmal, wenn er nach seinem eigenen Willen handeln wollte, gelang es dem Großvater ihn zu zwingen. Aber heute nicht. Gut, er will mit ihm heimgehen, aber nachher nochmals zurück und wenn er die beiden im ganzen Tal suchen, hinter jeden Busch und Strauch zünden muß. Nein, jetzt wird nicht mehr geschwiegen, jetzt wird einmal offen und ohne Furcht gesprochen.

Also begann Bläsi schon auf der offenen Straße, auf dem Heimweg, wo jeder zuhören konnte, zu reden, zuerst mit zögernden Worten und dann wie ein Sturzbach. Sprach von seiner Liebe zu Mariann, wie er den ganzen Sommer und schon manchen Sommer auf der Alp in der Angst gelebt habe. Er sei ja nur ein armes Knechtli, müsse froh sein und dankbar, daß er, der Großvater so gut für die kleinen Geschwister und die Mutter sorge. Er habe nie ein Wort von einer Heirat reden können. „Was kann ich dem Mariann versprechen? Was kann ich ihm bieten? Ich kann doch nicht verlangen, daß Du mir Dein Heimwesen gibst, zum Nachteil der Mutter und der Brüder und Schwestern. Darum habe ich nie von meiner Zukunft mit Mariann gesprochen. Aber ich kann auch nicht verzichten! Ich kann nicht zuschauen, wie es mit dem Walliser davonzieht, mit dem Kalbermättler eine unglückliche Stadtfrau wird. Eher schlage ich ihn zum Krüppel und bleibe ledig."

„So", sagte der alte Melk und blieb stehen, „so, wenn Du jetzt zurück gehst, dann kannst Du dem Mariann eine Zukunft versprechen he! Dann kannst Du Deinen lieben Schatz glücklich machen he! Komm jetzt hinauf in die Stube, dann wollen wir noch ein Räuchlein in die Luft blasen zu dem heutigen Fest, und einen Wein im Keller suchen, eine alte bärtige Flasche und dann wollen wir zusammen ausmachen, wie wir es einrichten, daß Deine liebe Mariann unserem Tal nicht verloren geht."

Jung, still und verträumt
Foto Leonard von Matt

Wieder einmal hat der alte Uerte-Vogt seinen Willen durchgesetzt, hat den Bläsi schön folgsam hinter sich die Treppe hinauf gelockt und in der Stube hinter den Tisch komplimentiert. Er hat ihm ein Glas Wein vorgesetzt und einen Stumpen angezündet und ihm das Gewirr seiner so wilden Gedanken geordnet.

Glückseliges Wandern unter ewigen Sternen.

Unterdessen hat es Stefan verstanden Mariann von den Tanzenden wegzulocken und zu einem stillen Spaziergang zu verführen. In des Mädchens Kopf sprang wie wild die Frage umher, warum wohl Bläsi ohne Gruß, ohne Abschied verschwunden sei.

Während Stefan zu ihm sprach, suchte es Antworten auf diese Frage, immer neue Antworten.

Stefan begann zu erzählen, wie es ihm hier gut und immer besser gefalle. Er sei ja

auch ein Bergbauernbub. Er habe sich entschlossen nur noch seine Ausbildung in verschiedenen Gebieten abzurunden und dann heimzukehren ins Wallis. Dort werden in nächster Zeit große Werke gebaut, dort finde er sicher eine gute Stelle, oder mache sich selbständig und führe ein Ingenieurbüro. „Und Dich will ich mitnehmen ins Wallis, schon bald, noch diesen Herbst mußt Du meine Mutter kennen lernen, meinen Vater sehen. Es sind gute Menschen, wie die Deinen. Haben sich das Geld vom Mund abgespart um mein Studium zu bezahlen. Mein Vater hat zu seinem Heimwesen am Berg noch ebenes Land im Tal. Nicht weit von Visp, dort können wir ein Haus bauen, Mariann. Du siehst ja, wie einfach und zufrieden ich lebe. Wir können sparen und selbständig werden. Du bist meine liebe Frau, wir sind glücklich, komm gib mir einen Kuß, Mariann.“ Sanft schob es ihn weg: „Nicht jetzt, wenn Du getrunken hast.“

In Marianns Kopf purzelten die Bilder und Gedanken durcheinander. Seine Vorstellung von den gewaltigen Walliserbergen, von dem heißen Tal und den eigenartigen Trachten, von denen Stefan so begeistert gesprochen, tauchten vor seinen Augen auf. Dann kam ihm plötzlich wieder seine Schwester Agnes in den Sinn, die mit ihren Kindern hier allein bliebe. Bläsi und sein wortloser, unheimlicher Abschied fiel ihm ein. Aber es war so angenehm durch die linde Nacht zu gehen, die liebe Nähe zu spüren, der wohllauten, nun schon so vertrauten Sprache zuzuhören und von ganzem Herzen, mit tausend Schwüren geliebt zu werden. Nicht an die Zukunft denken, jetzt einfach hineintaumeln in die Erfüllung aller Sehnsucht, den Hunger aller einsamen Nächte stillen, die süßen Worte in sich aufnehmen und glauben und vertrauen bis das Fest verraucht ist.

Welches Fest? Diese Frage klopfte plötzlich an, dringlich an und heischte Antwort. Das war ja heute gewesen. Mariann schien, es sei eine lange Zeit verstrichen. Heute hatten sie doch die Kapelle eingeweiht, heute. Aus den Weihrauchwolken hatte ihm doch vom Altar her so lieb die Gottesmutter zugelächelt. Und es hatte ganz sicher gewußt, wie gut sein Leben und seine Zukunft in ihren Schutz genommen würde. Heute war das. Vor wenigen Stunden. Und jetzt?“

„Stefan, komm, wir wollen umkehren. Mir wird kühl.“ „Laß mich doch jetzt noch ausreden. Komm, ich geb Dir meinen Rock. Er ist warm. Mir machts nichts aus. Ich bin mich gewohnt. Komm doch nahe zu mir, ich geb Dir warm.“ „Nein Stefan, ich bin müde, bin heute viel gelaufen, komm, sei lieb, gehen wir heim.“ Stefan tröstete sich damit, daß sie weit in die Matten hinaus und schon lange dem wilden Heiterbach nachgegangen seien, und deshalb der Heimweg noch ergiebig sein würde. Seinen Rock legte er, trotz Widerstreben, dem Mädchen um die Schultern, ließ seinen Arm darauf liegen und begann wieder zu sprechen.

So oft er aber versuchte den Schritt zu verlangsamen oder stehen zu bleiben, verspürte er des Mädchens Drängen.

Die Wellen rauschten und plauderten neben ihnen. Von fernher hörten sie die frohen Jauchzer der Heimgehenden. Am Hang erloschen die letzten Lichter. Droben, in der unergründlichen Weite des Himmels, funkelten die ewigen Sterne.

Wenn der Vater einen Kummer hat.

Am Morgen fuhr Stefan schon früh in den Stollen, kam aber gegen zehn Uhr zurück um seine Messungen einzutragen. In seinen Sporthosen, mit schmutzigen Schuhen, und nasser Windjacke kam er daher, schaute rasch in die Küche hinein, ob er Mariann sehen könne, wollte zurück und die Stiege hinauf, da stieß er mit dem Vater zusammen.

Auf den ersten Blick schon merkte Stefan, daß schlecht Wetter im Gesicht stand. Er sagte freundlich guten Tag und wollte eben beginnen vom gestrigen Fest zu reden, da hörte er den Vater etwas brummen, sah ihn in die Stube treten und die Türe offen lassen. Der junge Ingenieur war schon in mancher heiklen Situation gestanden, hatte schon verschiedene Male mit einem gewandten Dreh einen guten Ausweg gefunden. Er kannte von seiner Dienstzeit her den Grundsatz, der Angriff sei die beste Verteidigung. Also ging er dem Vater in die Stube nach und fragte, ob er

gelegentlich in einer wichtigen Sache mit ihm reden könne. Erstaunt blieb der Rohrweidler stehen, schaute zurück und fragte: „Pressiert das?“ „Nicht unbedingt“, sagte Stefan, „aber wenn es Euch möglich ist, wäre mir am liebsten recht bald.“ „Eh nun“, brummte der Vater, „dann sitzen Sie ab, Herr Kalbermatten“, blieb aber am Ofen stehen.

Das frostige „Sie“ und wie er den Namen betonte, war für den jungen Herrn nicht gegerade ermutigend. Stefan setzte sich zwischen Tisch und Fenster, suchte, seine dreckigen Schuhe betrachtend, die richtigen Worte zu finden und begann mit einer geschickten Einleitung. Wahrscheinlich habe die Familie schon bemerkt, daß er für die Tochter Mariann ein großes Interesse, ja mehr als das, eine tiefe, aufrichtige Liebe empfinde. Nach dem Wort Liebe blieb er eine Weile stecken. Da aber der Vater nicht einmal vom Boden aufschaute und keinen Ton von sich gab, mußte er in seiner Rede weiterfahren. Mit überzeugendem, warmem Klang in der Stimme, begann er von Neuem. Diese Liebe sei das Wertvollste, was er in seinem Leben bisher gefunden habe. Er habe seit der Zeit, die er hier in Heiterschwand verbringen durfte, von der Familie in der Rohrweid eine ungeahnt gute Aufnahme erfahren und so viel Entgegenkommen gefunden, daß er diese überaus wertvolle Gastfreundschaft nicht länger genießen wolle, ohne Vater und Mutter von seinen ernsten Absichten in offener Aussprache Bescheid zu sagen. Er möchte nicht ein so wertvolles Vertrauen mißbrauchen.

Die trüben Mienen um den Tisch konnten seinen fröhlichen Redestrom nicht aufhalten

Vom Gelingen dieser Rede höchst befriedigt, erhob Stefan seine Blicke, sah aber in Vaters Gesichtszügen nicht die geringste Veränderung und vernahm auch keine Entgegnung. „Ich habe gestern abend“, fuhr er fort, „mit Mariann lange gesprochen.“ „Bis um drei Uhr“, unterbrach ihn der Vater nicht besonders freundlich.

„Es mag Mitternacht, es kann auch später gewesen sein“, entgegnete Stefan geschickt, „dem Glücklichen schlägt keine Stunde, ich habe vor Ihrer Tochter meine Verhältnisse, meine Zukunft, meine Pläne ausgebreitet und kann nun, wie Sie vielleicht schon beobachtet haben, mit einiger Sicherheit auf Gegenliebe hoffen. Darf ich, so möchte ich Sie nun fragen, darf ich mit Ihrem Einverständnis diese, mir so überaus wertvolle Bekanntschaft weiterführen. Ich versichere Sie, meiner totalen Vertrauenswürdigkeit. Die Verhältnisse meiner Familie und die meinigen sind zwar nicht glänzend, aber untadelig.“

Für den Rohrweidler, waren dies viele Worte. Er wartete geduldig auf eine Fortsetzung. Als der Redeschwall verstummt schien sagte er, weniger grimmig aber bestimmt: „Mariann hat mir von einer Heirat noch kein Wort gesagt. Wenn Eure Absichten aber da hinaus laufen, dann sage ich Euch das Eine, sucht Euch ein anderes Zimmer im Tal. Wir sind uns hier oben nicht gewohnt, daß Braut und Bräutigam unter dem gleichen Dach wohnen.“ Erschrocken fuhr Stefan auf und fragte: „Darf ich Eure Worte als Zustimmung auffassen, Vater?“ „Nehmt sie,

wie Ihr wollt, es kommt auf das gleiche heraus. Zuerst will ich jetzt mit Mariann reden. Behüt Euch Gott, Herr Kalbermatten!" Damit trat er einen Schritt vom warmen Ofen weg und ging hinaus, die Türe offen stehen lassend.

Stefan blieb noch eine Weile sitzen, zog dann seine Schuhe aus und stieg in den Strümpfen die drei Treppen zu seinem Zimmer hinauf.

Beide Männer suchten, jeder auf seine Art, im Haus herum nach Mariann. Keiner konnte sie finden, weil sie bei Agnes im Schlipf ratlos in der Stube saß. Nicht wie so oft, diesmal mußte Mariann von seiner Schwester Agnes getröstet werden.

Am Abend, schon vor dem Nachessen, hörte man ein munteres Pfeifen die Straße heraufkommen, Triller über Triller, die Melodie eines lüpfigen Ländlers und spitzig gepfiffen, fast wie ein Klarinett. Bläsi kam auf seinem Velo daher, schwenkte sein Bein über die Lenkstange und sprang wie ein Zirkuskünstler vom Rad, just vor der Haustüre der Rohrweid und unmittelbar vor Marianns Vater, der gerade in den Stall hinüber gehen wollte. „Guten Abend, Vater", rief Bläsi, „gut geschlafen nach dem schönen Fest?" „'Abend", brummte der so fröhlich Angesprochene, drehte sich um und war wieder im Haus verschwunden, bevor Bläsi sein Velo an die Holzbeige gestellt hatte.

„Tschau Seppli", rief Bläsi gegen den Stall hinüber, pfiff noch ein paar Triller seines unterbrochenen Tänzlis weiter und schritt auf die Küchentüre zu. „Einen schönen guten Abend, Mutter", trat er an den Herd, legte den Arm auf ihre Schultern und sagte: „Katzenjammer? Zahnweh?, zu viel getrunken, zu lange in der kühlen Nachtluft gesessen? Zu wenig geschlafen? Was ist denn das für eine trübe Miene?" „Sag nichts, Bläsi, der Vater hat einen Kummer", wich die Mutter aus, „bleibst Du zum Nachtessen da, kannst ihn vielleicht etwas aufmuntern. Schon seit dem z'Mittag geht er umher als ob ihm tausend Franken gestohlen worden wären." „Keine Angst Mutter", lachte Bläsi, „ich werde ihm das Angesicht schon aufheitern", nahm die Schüssel mit Rösti vom Herd und trug sie auf den gedeckten Tisch hinein. Dann holte er für sich Teller und Besteck und setzte sich neben Seppli an den Tisch.

Der Vater kam spät aus der Kammer und Mariann war überhaupt nicht zu sehen. Brummig begann der Vater das Tischgebet. Die Mutter beugte sich über ihren Suppenteller, Seppli kaute ein Stück Brot, Bläsi redete vom gestrigen Festessen, von der gelungenen Rede seines Großvaters, vom Weihbischof, der so fröhlich unter seinem Sonnensegel am Tisch gesessen sei und wie er sich gewundert habe, daß ein Bischof so gemütlich lachen könnte.

Die trüben Mienen um den Tisch konnten seinen fröhlich plätschernden Redefluß nicht aufhalten. Dann aber, so gegen Ende des Mahles, da er die Teller leer und die Schüssel noch halbvoll sah, fragte er: „Wo ist Mariann?"

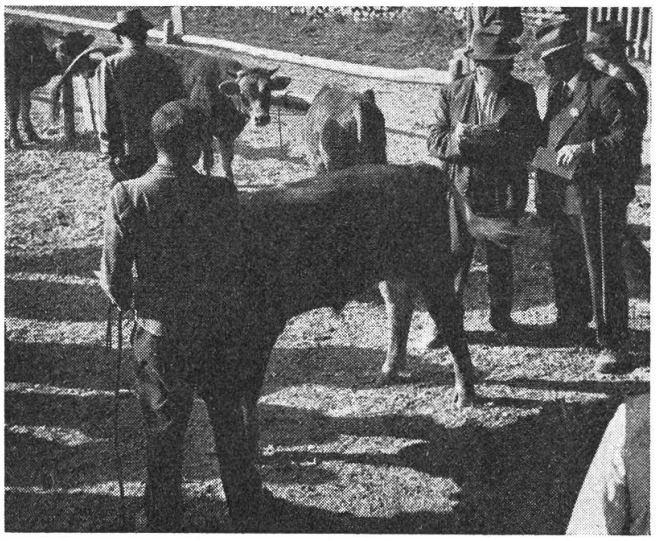
Statt einer Antwort warf der Vater die Gabel auf den Tisch, machte ein großes Kreuz, fing zu beten an und verschwand ohne ein Wort. Da wurde auch Bläsis munteres Gesicht lang und länger. Und erst recht, da die Mutter erklärte, Mariann habe plötzlich zu seiner verheirateten Schwester nach Reichenberg verreisen müssen. Ja, eigentlich hätte es schon lange hinfahren sollen, es sei nur wegen der vielen Arbeit für die Kapellweihe nicht dazu gekommen. Draufhin schaute Bläsi genau so grimmig aus wie der Vater, nur nicht so alt und so runzelig.

Von der Mutter konnte er nicht mehr erfahren. Der Vater kam überhaupt nicht mehr zum Vorschein. Bläsi strich dem Seppli nach, konnte aber aus seinen Reden auch nicht recht klug werden. „Nach dem Znüni hat das Wetter umgeschlagen", sagte Seppli, „die Großmutter hat geweint, die Mutter hat vor lauter telefonieren die Suppe anbrennen lassen, Mariann ist verheult vom Schlipf herabgekommen, ist wie ein Wetterleich im Haus herumgeschossen, hat seinen Koffer gepackt, und ist die Straße hinab gerannt, um das Postauto noch zu erreichen. Wahrscheinlich ist Hildegard, die Schwester krank. Ihr Mann ist vor drei Wochen dagewesen, von Reichenberg her und ist am gleichen Tag wieder zurückgefahren. Weißt Du Bläsi, bei solchen Anzeichen ist am besten zuwarten. Ich werde das schon herausdüfteln mit der Zeit.

Ich geb Dir Bericht, sobald ich genau weiß, wie der Hase läuft."

Wie ein Kartengruß das Herz entzündet.

Heiterschwand erlebte in der gleichen Woche noch ein anderes großes Fest. Der Durchstich für die Wasserführung durch den Berg war gelungen. Die Bohrungen von beiden Seiten waren auf einandergestossen. Die Mineure konnten sich in der Mitte unter der zackigen Fluh die Hände reichen. Die Arbeit wurde niedergelegt, Freudenschüsse abgefeuert, Fahnen und Flaggen aufgezogen, sogar der Bulldozer, der Schwenkkran und der Trax wurden bekränzt. Vor der Baracke entstand in kurzer Zeit ein Festplatz. Bierfässer rollten daher, Korbflaschen mit italienischem Wein wurden abgeladen und mitten am Tag gefeiert, gesungen und gejodelt. Herren vom Werk und von der Bauherrschaft kamen in protzigen Wagen dahergefahren. Ausgelassener und lärmiger als die Kapellweihe gestaltete sich diese Feier. Auch die Heiterschwander wurden eingeladen und kamen nach und nach herzu und vor allem wurden die Mädchen aus allen Häusern und Hütten geholt.



Viehzeichnung in Wil an der Aa

Foto Leonard von Matt

Stefan saß mitten unter den Herren am obersten Tisch. Seine genauen Berechnungen, die zu dem guten Resultat geführt hatten, wurden laut hervorgehoben und gerühmt. Er mußte auch eine Rede halten unter den flatternden Flaggen.

Der Inhaber seiner Baufirma klopfte ihm freundschaftlich auf die Schultern, nannte ihn einen lieben und zuverlässigen, einen sehr tüchtigen Mitarbeiter. Dann wurde der weitere Fortgang der Arbeiten bekannt gegeben. Man wollte die schönen Herbsttage noch bis zum Schneeinbruch wacker ausnützen. Die Abschlußmauer für das Fangbecken des Heiterbachs könne noch vor der Kälte fertiggestellt werden. Die Rohre für die Druckleitung seien bereit. Diese erfreulichen Mitteilungen interessierten aber die Arbeiter nicht so sehr. Sie unterbrachen jeden Satz der Rede mit lautem Schreien und Bravorufen, hoben ihre Gläser und Bierkrüge und verlangten Musik und Tanz.

In der Nacht holten die Italiener die Rollbahnlokomotive, setzten sich des Weines voll, singend in die Rollwagen und fuhren beflaggt mit baumelnden Laternen und schreienden Mädchen auf den Geleisen umher und in den Stollen hinein.

Unterdessen packte Bläsi im Vordersaß seinen Rucksack, putzte die Nägel seiner Bergschuhe und den Karabiner, holte sich aus dem Rauchfang ein gutes Stück Speck und etliche Schweinswürste und richtete für die morgige frühe Abfahrt seine Ausrüstung für den Hochgebirgskurs.

In Reichenberg, dem kleinen Dorf unter der alten Burg, steht Marianns Schwester am Schalter der Post, nimmt Pakete entgegen und Einzahlungsscheine, sortiert Briefe und Drucksachen, wiegt, taxiert, klebt Marken, gibt Auskunft und ist munter und freundlich. Von Krankheit keine Spur. Sie ist froh, ihre drei kleinen Kinder in guter Hut zu wissen und ein schmackhaft gekochtes Mittagessen erwarten zu können.

Der Sohn des Posthalters war einmal aushilfsweise Briefträger in Heiterschwand gewesen. Statt Liebesbriefe zu bringen hat er der fröhlichen Hildegard in der Rohrweid heimliche Liebesworte ins Ohr geflüstert. Und da er jeden Tag mit der Zeitung ins Haus kam, konnte er in den fünf Monaten ein festes Liebesband flechten. Nachdem er seine Ausbildungszeit beendet hatte und sein Vater kränklich geworden war, hatte er sich in der Reichenberger Post eingenistet, war Posthalter, Briefträger und Bauer mit drei wak-

keren Kühen. Auf seinen Bäumen gedieh vorzügliches Tafelobst. Die Aepfel sahen so rotwangig und anmächelig aus wie die Backen seiner Kinder. Sie sassen mit Vater und Mutter, Großvater und Großmutter einträchtiglich um den runden Tisch und freuten sich allesamt des Lebens.

Seit einigen Tagen nun saß als achtes Familienglied auch noch Mariann dabei, lebte in herrlicher Freundschaft mit allen und vorzüglich mit den drei Kindern, denen es jeden Tag mindestens eine Geschichte aus dem unerschöpflichen Sagenschatz seiner Großmutter erzählte. Eben jener Großmutter, die vor drei Wochen, an einem kritischen Vormittag, da in der Rohrweid alles übereinanderpurzeln wollte, den weisen Ratschlag gefunden hatte: „Mariann geht heute noch zur Hildegard nach Reichenberg!"

Mangel an Arbeitskräften war hier im Haus zur Post nicht zu spüren. Viel eher Mangel an Zimmern. Immerhin, ein altes Bett, eine schiefe Kommode, ein großes Waschbecken und ein Kerzenständer waren noch vorhanden und Platz dafür neben dem Guggifenster unter dem Dachfirst auch.

Mariann fühlte sich dort oben wie ein Kurgast. Es konnte, wie daheim, dem Plaudern des Brunnens zuhören, länger als zuhause in den Tag hinein schlafen, für Hildegard's Schwiegereltern heimatliche Spezialitäten kochen, ein wenig im Stall, ein wenig im Haus, zum Spaß einmal am Postschalter helfen.

Soweit gefallen ihm diese Ferien ausgezeichnet. Nur jedesmal wenn der Postzug kommt, dann geht sein Puls schneller, dann stockt es im Erzählen, muß da und dorthin eilen und gewiß auch einen Blick ins Postbüro hinein werfen und besonders auf den Sortiertisch, wo die Briefe ausgesondert werden.

Und siehe da, findet Mariann, bevor nur der Schwager einen Blick darauf werfen konnte, eine Ansichtskarte mit seiner eigenen Adresse. Flugs ist sie in Marianns Schürzentasche verschwunden. Die Handschrift ist ihm wohlbekannt. Es läßt den Bub und das Mädchen stehen, hört nicht auf ihr Rufen, rennt die drei Stiegen zu seinem Guggikämmerlein hinauf und setzt sich auf das Bett. Es schaut nicht lange auf die zackigen Kletterberge und den riesigen Gletscher auf der Vorderseite, es beginnt atemlos zu entziffern:

Liebes Mariann!

Ich bin noch drei Tage im Hochgebirgskurs. Wir haben schönes Wetter und gute Kameradschaft. Ich würde Dir raten, sofort heimzukommen, denn am Samstag werden wir entlassen und ich habe Dir eine freudige Nachricht mitzuteilen. Etwas, das Du von mir noch nie gehört hast! Ich kann nicht mehr warten, bis ich es Dir sagen kann! Allerherzlichste Grüße.

Ganz Dein Bläsi.

Des Mädchens Hände zittern ein wenig. Immer wieder liest es jeden Satz, beachtet jedes Ausrufzeichen. Die wenigen Worte scheinen ihm unendlich viel auszusagen und zu versprechen. Es zählt an den Fingern die drei Tage bis zum Samstag und sagt: „Nein, noch nicht." Mariann hat dem Schwager versprochen, über das Schützenfest dazubleiben. Wieder liest es die Karte und schaut sich nun auch die Berge und Schneefelder an. Eine tiefe Rührung taut in seinem Herzen auf. Es denkt an die rauhe, abgeschiedene Bergeinsamkeit, in der Bläsi nun mit seinen Kameraden irgendwo kampiert, weitab von jeder menschlichen Behausung. Es sieht seine sonnenverbrannte Stirne, seine guten Augen und sagt leise: „Bläsi, wenn Du wüßtest, wie viele und wie lange Briefe in den letzten Wochen von Heiterschwand her gekommen sind, und hier vor mir in der Kommode liegen. Wenn Du die Worte der Liebe und die Treueschwüre lesen könntest. Und Du, mit Deinen paar Worten!"

Ein Blitz aus heiterem Himmel.

Mariann hört nicht das Trippeln kleiner Füße auf der Stiege, hört nicht das Knacken des Bodens. Im jähen Schreck fährt es aus seinem Träumen auf, da plötzlich der Bärtheli und das Hildeli vor ihm stehen und der Bub frägt: „Warum weinst Du, Tanti, hast Du Bauchweh?" „Nein nein, ja ja", sagt Mariann mit einem gütigen Lächeln, „nicht Bauchweh, etwas weiter oben! Kommt jetzt, wir gehen hinunter, gehen in den Stall und spielen mit den jungen Katzen."

Alle drei gut Freund — Foto Leonard von Matt

Wie versonnen heute das Mädchen ist, man kann gar nicht recht mit ihm reden. Immer sind seine Gedanken weit fort. Das Fleisch ist angebrannt, die Rösti versalzen, es verschüttet den Most. Am Nachmittag rennt es allein in den Wald hinaus und bringt nur ein paar Beeren zurück. Und wie früh es heute Gutnacht sagt und in sein Guggi hinauf verschwindet. Hildeli meint: „Es hat doch Bauchweh, das Tanti, es will's nur nicht sagen."

Aber nicht nur die Kinderaugen sehen die Veränderung. Auch der Schwager wird besorgt. Nach den Spätnachrichten steht er von seinem Polsterstuhl auf und sagt zu seiner Frau: „Weiß nicht, was mit der Mariann los ist heute. Geh doch Du noch zu ihm hinauf, schau, ob ihm nicht gut ist." Hildegard meint, das sei bei Mädchen in diesem Alter nicht verwunderlich. Am besten sei es in solchen Fällen nichts merken, nichts sagen, allein lassen.

Die junge Frau kann aber ihr besorgtes Gesicht nicht verbergen, so tief sie sich auch über ihren Flickstrumpf beugt. Und da ihr Mann wieder damit anfängt, entschließt sie sich doch, noch hinauf zu gehen.

Die Kerze flackert noch neben dem alten Bett. Mariann hört Schritte heraufkommen und versteckt schnell etwas unter der Decke. „Was ist mit Dir, ist Dir nicht gut?" frägt Hildegard und sitzt gemütlich auf die Matratze, „Du bist so eigen heute." Mariann versichert mit fröhlicher Stimme, ihm fehle nicht das Geringste. Ihm sei nur eben heute am wohlsten im Bett.

Die Schwester will den Worten nicht so recht Glauben schenken und sucht auf einem andern Weg dem Geheimnis näher zu kommen. Sie berichtet von den Vorbereitungen auf das Schützenfest und daß noch Männer vom Komitee dagewesen seien. Die große Festhütte, habe wegen dem Wind nicht aufgestellt werden können und was mir gerade noch einfällt: „Am Radio kam die Nachricht von einem bösen Unglück in den Bergen, eine Seilschaft ist abgestürzt, zwei Tote, Militär, im Hochgebirgskurs." „Was sagst Du",

fuhr Mariann hoch. Seine Augen funkeln im Flackerlicht der Kerze, „wo? wo ist das geschehen?“

Hildegard erschrickt ob dem angstverzerrten Gesicht Marianns und sagt: „Ich weiß nicht. Ich habe nicht so recht hingehört. Ein Wachtmeister, glaub ich und ein Offizier.“ Mariann gleitet mit einem Seufzer in die Kissen zurück. „Ja so, jetzt fällt mir ein“, erinnert sich Hildegard, „Du hast ja gesagt, es sei einer von Heiterschwand auch in so einem Kurs. Wart, ich gehe hinunter und frage, vielleicht weiß mein Mann wo das Unglück geschehen ist. Er hört immer ganz genau zu. Wart, ich komme gleich.“

Mariann liegt da, wie vom Blitz erschlagen, rührt kein Glied, wagt kaum zu atmen. „Allmächtiger Gott!“

Von der Stiege her hört es rufen: „Hörst Du Mariann, in den Urner-Bergen wars. Mein Mann hat auch nicht alles verstanden. Soll ich Dir noch etwas bringen? „Nein, nein“, ruft Mariann überlaut. Und Hildegard ruft hinüber: „Dann gute Nacht, schlaf gut!“

Mariann will aufstehen, will die Kerze löschen. Wie gelähmt liegt es in den Kissen, kann sich nicht rühren. Ach Gott, das ist der Bläsi, mag sie für ihn brennen, denkt Mariann. Dann sieht es den Toten, zerschunden und zerschlagen, wie sie ihn in Wolldecken packen, in Zeltblachen, auf den Schlitten binden. „Heilige Mutter Gottes, das ist der Bläsi. Halt, aufstehen, ins Postbüro hinunter gehen und heimtelefonieren, oder dem Uerte-Vogt anrufen. Der muß es wissen, wenn es der Bläsi ist.“

Aber Mariann kann sich nicht bewegen. „Nein, nein, nicht anfragen. Solange die Gewißheit noch nicht ist, besteht noch eine Hoffnung, eine winzige Hoffnung.“ Die Gedanken fallen wie Spinnen von den Dachbalken herab. Und eine übergewaltige Liebe bricht in dem Herzen auf.

„Wenn er nicht tot, wenn er nur verwundet ist? Eine ganze Seilschaft ist doch abgestürzt. Vielleicht können sie ihn lebend ins Spital bringen. Aber am Radio ist doch gesagt worden ein Wachtmeister. Ich weiß es ja, wenn ich mich nicht anlügen will, ich weiß es ganz zu innerst weiß ich, er ist bei den Toten. Ich bleibe ihm treu. Ich heirate nicht!“ Wie fern, wie unendlich weit fort, sind jetzt die Briefe Stefans, ohne jeden Sinn alle seine Worte. „Bläsi, Dich, nur Dich allein habe ich immer gern gehabt. Immer, die ganze Zeit hat meine ganze Liebe nur Dir gehört, Dir allein! Wenn Du noch lebst, höre mich. Ich rufe Dir, Lieber! Ich schwöre Dir, all das andere war nur Verzauberung, ein Taumel. Bläsi, wenn Du noch lebst. Ich warte auf Dich. Ich warte, bis Du kommst!“ Dann suchen alle Kräfte der Phantasie nach Bildern. Mariann zieht die Karte unter der Bettdecke hervor, schaut die Berge an, die grauen, zerklüfteten Felsen. Wo war wohl das Unglück geschehen? Wie konnte man aus dieser rauhen, gefahrvollen Welt aus Eis und Stein einen Verwundeten zu Tal bringen? „Mein Liebster, wenn Du nur lebst! Ich will Dich pflegen, ich will Dich trösten. Wenn Du an Krücken heimkommst, ich will Dich führen, ich will Dich aufrichten. Wenn Du Jahre und Jahre brauchst, bis Du wieder gehen kannst, ich will Dir warten. Wenn Du nur lebst.“

Die Kerze flammt auf, wirft noch einen hellen Flackerschein auf das bleiche Gesicht, auf die Bettdecke und das Kleid über der Stuhllehne und erlischt.

„Heiliger Gott, er ist tot!“ Mariann steht auf, kniet vor dem Bett nieder, faltet die Hände, legt seine heiße Stirne hinein und betet: „Liebe Mutter Gottes, nimm ihn unter Deinen Schutzmantel, gib ihm ein Lächeln, wie Du es mir gegeben hast, gib ihm Deine Hand. Denk daran, wie ich Dir immer treu gewesen bin. Denk an unser Zusammensein bei jedem Betläuten in der Kapelle, beim Schmücken Deines Altars. Nimm diese kleinen Zeichen meiner Liebe und gib ihm jetzt Deine ganze große Liebe. Mutter der Barmherzigkeit, gib ihm Dein Erbarmen und mir.“

Zu spüren, ob er auch wirklich noch lebt.

Am Samstag kurz vor Schalterschluß kommt ein schmucker Unteroffizier, die Mütze keck in den Nacken geschoben, mit Rucksack und Karabiner, ins Reichenberger Postbüro. Er komme um eine wertvolle Sendung abzuholen. Ja wie hoch der Wert denn sei, frägt

Hildegard. „Ja so ungefähr zwei Millionen", sagt leichthin der Wachtmeister. Nun schaut Hildegard verdutzt zu ihm auf und erkennt ihn: „Ja Himmel und alle Heiligen, das ist ja der Bläsi!" Im Nu fliegt die Türe auf und durch das ganze Haus tönt's, wie ein Freudenschrei: „Mariann, Ma-ri-ann! Der Bläsi ist da! Der leibhaftige Bläsi ist da!" „Eh nun", denkt der stramme Gebirgler, das ist für den Anfang kein schlechter Empfang.

Aber da nun erst flinke Füße die Stiege hinabwirbeln und Mariann hereinstürmt, ihn mit weitoffenen Augen anstrahlt, ihn an beiden Armen nimmt und schließlich gar mit samt dem Karabiner umfängt, den Kopf anlehnt und ihm den ganzen wilden Wusch Haare an die Backe legt, da klopft und hämmert und jubelt das Herz hinter dem dicken Uniformstoff, greifen seine starken Arme auch zu. Wie staunen Bärtheli und Hildeli, die hintennach getrippelt kommen.

Und dann wieder dieser glückselige Blick aus den lieben Augen, so nah, so voll von überschäumender Liebe. „Komm", sagt Mariann, „komm! Wo soll ich mit Dir hin? Bärtheli, Hildeli, geht schnell hinauf, sagt der Großmutter, ein Landjäger, nein Rauchfleisch, sagt ich komme gleich nach! Geht jetzt, geht jetzt geschwind!" Sobald sie die Stiege hinauf trampeln, bekommt Bläsi schon den ersten Kuß und nimmt ihn Mariann bei der Hand und sagt: „Komm, komm mit mir, komm da hinein." Zieht ihn durch einen Türrahmen, fast wäre er die zwei Stufen hinuntergefallen, in die Waschküche hinein. Aber er fällt nur in die weichen Arme des Mädchens, das ihn immer wieder anschauen und umfangen muß und sagt: „Ich muß wissen, daß Du es wirklich bist, daß Du da bist, muß spüren, daß Du lebst! Oh welch ein Glück!"

Wie staunen die Kinder, weil das Mädchen ihn mit beiden Armen umfängt

Einen solchen Empfang hat sich Bläsi nie träumen lassen, so über und überschüttet zu werden von Freude und Liebe und Zärtlichkeiten. Und wenn es auch inmitten von Zubern und Wäsche geschieht, und er immer noch nicht seinen schweren Rucksack und den Karabiner von den Schultern nehmen kann. Er wäre gerne bis zum andern Morgen so dagestanden, ohne andere Worte zu finden als: „Mariann" und „lieber Schatz."

Nun aber hatten die Kinder die Großeltern auf die Beine gebracht mit ihrem Rufen, es sei ein Landjäger da, wegen dem Rauchfleisch. Sie kommen fragend und suchend daher, hören Worte und Seufzer hinter der Türe und schauen herein, sehen die beiden am Waschtrog stehen umschlungen und weltverloren und wagen ein zartes Räuspern. Mariann schaut auf, dreht seinen Schatz den vier staunenden Gesichtern zu und sagt: „Mariann und Bläsi, grüßen als Verlobte!" Die Großmutter stampft die Stufen herab, schüttelt die Hände, gratuliert, nickt und räsoniert: „Nein nein, nicht Landjäger, nicht Rauchfleisch, Braten muß auf den Tisch", und ruft, „Hildegard, mach den Schalter zu, geh schau daß Du beim Metzger noch einen schönen Braten bekommst."

Erst jetzt darf der Großvater auch herabkommen und Glück wünschen und den Kopf schütteln und aufbegehren, daß diese Verlobung in der überfüllten Waschküche stattfin-

de, nein nein, er wolle flink hinaufgehen und die Fensterladen aufmachen in der guten Stube. Das sei auch ein Tun, so was sei ja in der ganzen Weltgeschichte noch nie vorgekommen. Man müsse sich ja schämen.

Und endlich sieht auch Mariann, daß Bläsi noch in seiner vollen Kriegsausrüstung dasteht, nimmt ihm das Schießgewehr ab, stülpt dem Bärtheli die Wachtmeistermütze über den Kopf. So setzt sich der Zug in Bewegung, in den Gang und die Stiege hinauf. Aber Mariann läßt Bläsis Hand nicht einen Augenblick los.

Bläsi wird hinter den Tisch gesetzt, bekommt ein Glas Wein und Zigarren, Großvater und Großmutter rahmen ihn ein und wollen von dem Bergunglück hören. Mariann geistert in Küche und Keller herum, bringt Teller und Gläser, Tischtuch und Besteck, hört mit halbem Ohr zu und schaut immer wieder seinen Bläsi an, steht vor dem Tisch und strahlt aus überglücklichen Augen. Bläsi berichtet, eine andere Einheit habe auch gleichzeitig einen Hochgebirgskurs durchgeführt in einem andern Uebungsgebiet, dort sei das Unglück geschehen. Er erzählt von den Klettereien, den langen Märschen, vom Biwak auf Schnee und Eis, und hätte gerne die ganze aufmerksame Zuhörerschaft auf den obersten Gletscher verwünscht. Denn er hat doch seinem lieben Schatz so viel zu berichten. Und das scheint ihm gewichtiger als drei Matterhörner.

Auch diese Geduldsprobe nimmt sein Ende. Teller und Schüsseln sind leer. Die Kinder werden weinend ins Bett gebracht. Die Posthalter-Familie wirft sich in Staat. Der feine Sonntagshut wird aus dem Schrank geholt. Der Großmutter die goldene Halskette umgelegt. Und fröhlich gehen sie allesamt in die Festhütte um das Schützenfestspiel zu genießen.

Mariann und Bläsi übernehmen das Amt, das Haus und die Kinder zu hüten. Wenn aber unten im Postbüro ein Dieb eingeschlichen wäre, die Beiden hätten ihn gewiß nicht gehört, auch wenn er alle Pakete und Postsäcke aus dem Fenster geschmissen hätte.

Sie sitzen auf dem Kanapee. Der Uniformrock mit all seinen Auszeichnungen hängt zwischen den zugezogenen Vorhängen am Fenstergriff. Immer noch und immer wieder und immer auf neue Art muß Mariann spüren, daß er da ist und daß er lebt.

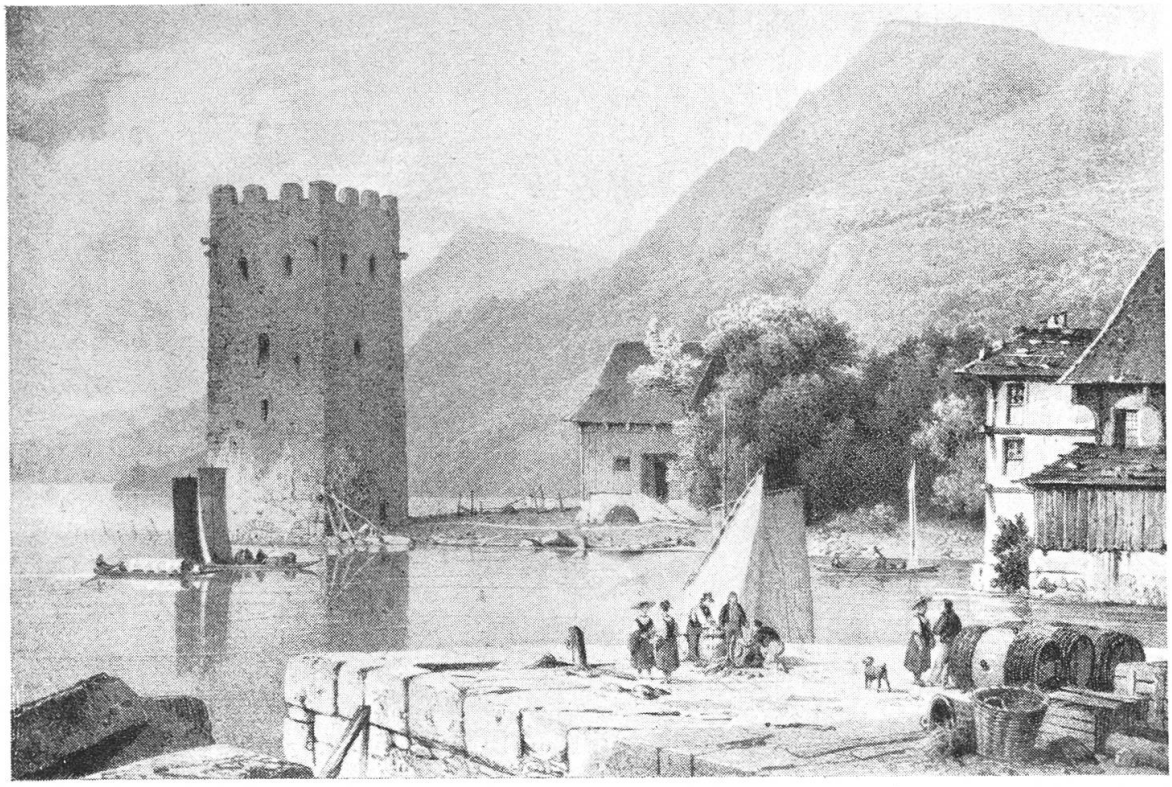
Die letzte Zigarre verglimmt im Aschenbecher. Nun endlich kann Bläsi berichten, was er auf seiner Ansichtskarte versprochen hat, und warum er dort schreiben konnte: Ganz Dein Bläsi.

So beginnt er zu erzählen, wie ihn der Uerte-Vogt vom Kapellweihfest wegkommandiert hat, wie er revoluzern wollte und was in jener Nacht und in den nächsten Tagen in der Stube auf dem Vordersaß vereinbart wurde. Freilich kann er nicht alles an einer Reihe berichten. Sein Reden wird immer wieder unterbrochen von Streicheln und Liebkosen, dem er sich nur all zu gerne ungeteilt hingeben will.

„Großvater hat Dich gern, Mariann, er hat einen Weg gefunden und ein Schriftstück zu Papier gebracht, ganz der kluge, weitsichtige Uerte-Vogt, eine Vereinbarung mit meiner Mutter und meinen Geschwistern, das allen Teilen gerecht wird, und das alle gerne und dankbar unterschrieben haben. Die Mutter freut sich jetzt, Dich als liebe Tochter zu bekommen. Und Du Mariann, was Du jetzt in den Armen hältst, das ist der Bauer auf dem Vordersaß!“ Mariann läßt ihn lange nicht aus den Armen und zeigt ihm dazu, was für eine starke Frau er bekommen wird.

„Eigentlich“, fährt Bläsi nach längerer Pause fort, „eigentlich wollte ich heute zu Dir kommen, ich habe mir dafür tage- und nächtelang die schönsten Worte zusammengesucht, und wollte Dich fragen, was ich schon vor Jahren so gerne getan hätte, wollte Dich fragen, ob Du meine Frau werden willst, aber ...“ „Was aber?“ unterbricht ihn Mariann. Bläsi aber meint lachend: „Aber das ist ja wohl jetzt, nach Deinem so lieben Empfang und so wie wir jetzt zusammen sind, nicht mehr nötig.“

„Was“, fährt Mariann hoch, „was findest Du nicht mehr nötig? Meinst Du ich warte all die langen Nächte, die Wochen und Jahre auf diese Worte und Du kannst Dich jetzt, weil ich lieb mit Dir bin, kannst Dich jetzt darum herumdrücken. Nein nein, lieber Schatz, das gibts nicht. Habe ich schon so sehnsüchtig darauf gewartet, und habe ich so lange und



Stansstad
Schnitzturm und Hafen im Jahre 1825

so schmerzvoll darauf warten müssen, jetzt will ich Deine schönsten und liebsten Worte auch hören. Komm gibt mir einen Kuß, Bläsi, dann setze ich mich in die Ecke und höre zu."

Die schönste Rede Bläsis kann nicht stattfinden, denn er hatte alle wohlgedrechselten Sätze vergessen und Mariann bringt es auch nicht übers Herz von ihm weg, in die Ecke des Kanapees zu sitzen. Darum sagt Bläsi nur: „Weißt wie ich früher zu Dir gesagt habe, damals als Bub: 'Mariann, Du bist meins!' Jetzt gilts für immer, für immer und ewig!" „Noch so gern, Du Lieber Du", flüstert das glückliche Mädchen, „für s'ganze Leben gern, Du goldiger Schatz!"

„Lieber Vater, gib uns Deinen Segen!"

Das war eine Heimkehr, ein Jubilieren beider Herzen. Der flotte Wachtmeister, mit seinem blitzsauberen Schatz am Arm, die da vom Postauto her auf das Rohrweidhaus zu kamen. Das war ein Begrüßen und Händeschütteln. Hatten doch auch die Lieben daheim, nach den schlimmen Radionachrichten um den Bläsi gebangt. Zehn Jahre jünger und gradauf stand der Rohrweidler am Ofen. Mariann ließ kein langes Fragen und Wehrweisen aufkommen. Es schlang seine Arme um Vaters Hals und bat ihn lieb: „Vater, lieber Vater, Du magst mir doch gewiß mein Glück gönnen, komm gib uns beiden Deinen Segen." Mit nassen Augen und mit fester Stimme erfüllte er seiner Tochter Wunsch. Die Mutter ergriff Bläsis Hand und sagte schlicht: „Du warst mir immer wie ein eigenes Kind und lieb in diesem Haus. Nun wirst Du zu meiner Freude unser Sohn." Seppli in der Ecke staunte, was da alles in wenigen Minuten seit der Ankunft geschehen. Und Domini, der kleine Bub jauchzte und lief heim um der Mutter zu erzählen, Bläsi habe der Großmutter vor allen Leuten einen Kuß gegeben.

Zum Nachtessen nahm Bläsi seine Verlobte zu sich heim, auf sein Heimen ins Vordersaß. Der Uerte-Vogt hatte sie schon von weitem kommen gesehen und wohl am glücklichen Daherschreiten und frohen Plaudern er-

kannt, wie all die bösen Wolken über diesem Paar verschwunden waren. Er blieb am Fenster hinter dem Tisch sitzen, lauschte auf das Aechzen der Haustüre, auf die raschen Schritte über den Steinboden, auf die Tritte die Stiege hinauf.

Mit einem listigen Lächeln und schlauen Blick schaute er auf die Türe, die weit aufschwang und das glückliche Paar eintreten ließ. „Guten Abend Großvater", riefen beide zugleich und traten auf ihn zu. Kräftig gab er seinem Enkel die Hand, gütig nahm er des Mädchens dargebotene Rechte in beide Hände und sagte: „Jetzt bist Du da, Mariann, habe schon lange auf Dich gewartet. Komm bald für immer. Ich möchte noch ein Stück meines Lebens mit Dir zusammen sein."

Mutter Verena kam aus dem Waschhaus herbei: „Was habe ich um Dich für eine Angst ausgestanden, Bläsi, komm zeig Dich, bist Du auch gesund und ohne Schaden heimgekommen. Welch ein Glück!" „Nicht nur ohne Schaden, Mutter", lachte Bläsi, nahm sie kräftig in die Arme und drehte sich mit ihr, wie im Tanz", nicht nur ohne Schaden, mit einer Braut dazu bin ich heimgekommen, komm Mariann, gib ihr einen lieben Kuß."

Und wie gerne wollte Mariann den Befehl seines Wachtmeisters ausführen, nicht nur der Mutter, allen die jetzt in die Stube hinein strömten, hätte es gerne einen Kuß gegeben, den Buben und den Mädchen, die ganze Reihe hinunter bis zum Marieli, das mit dem Schürzenzipfel schon fleißig unter der Nase durchfuhr, um sich bereit zu machen.

* * *

Stefan war in den ersten Tagen nach der grimmigen Besprechung mit dem Vater in einige Nachbarhäuser auf die Zimmersuche gegangen. Es war schwer einen Unterschlupf zu finden. Ueberall waren Leute vom Werk einquartiert. Da nun aber aus seinem lieben Mariann plötzlich Bläsis Braut geworden war, wollte er nicht länger in der Rohrweid wohnen. Er suchte mit Eifer und schaute nicht mehr darauf, ob es groß und hell sei. Er wäre mit einem kleinen warmen Kämmerlein zufrieden gewesen. Aber auch das war nicht aufzutreiben.

In dieser Not kam ihm der Himmel zu Hilfe. Graue Wolken ballte er über dem Tal zusammen. Kalte Winde rief er aus Nord und West. In einer Nacht versank das Tal in unheimliche Stille. Kein Räderrollen, kein Hufschlag, kein Männerschritt war mehr zu hören, auch die Winde sangen nicht mehr ihr Lied. Schnee fiel in winzigen Sternen zuerst, dann in Flocken und immer dichter. Am Morgen waren die Wunden des Tales, die die Werkarbeiter aufgerissen hatten, unter einer weißen Decke verschwunden, Dach und Baum und Wald hatten ihre Farben verloren. Ohne Unterlaß fiel Schnee Tag und Nacht bis zum Ende der Woche.

Die Baumaschinen rumpelten die Straße hinab. In der Baracke und in allen Häusern wurde gepackt. Auf Lastwagen fuhren die frierenden Italiener davon, im Postauto die letzten Werkarbeiter.

Eines Abends fand Mariann in seinem Zimmer ein Büschel Edelweiß. Die wenigen, die Stefan auf seinen sonntäglichen Wanderungen heimgebracht und die bisher auf seinem Zeichnungstisch gestanden hatten, fand ein Brieflein dabei mit Stefans sauberen, edlen Schriftzügen. „Ich wünsche Dir Glück, liebe Mariann, ich habe lange gebraucht, um Dir dies schreiben zu können. Aber ich will zeigen, daß ich Dir meine aufrichtige Liebe geschenkt habe, echt und wahr. Dein Stefan."

Am andern Morgen, während Mariann die Kapelle für die heilige Messe rüstete, nahm er freundlich und mit herzlichem Danken Abschied von allen in der Rohrweid, trug seinen letzten Koffer zum Jeep hinüber und fuhr durch das Schneetreiben davon. Als Letzter der Werkleute verließ er das Tal. Kaum hundert Schritte vor der Kapelle verschwand er im dichten Vorhang der Flocken.

* * *

In der stillen Zeit der Winterruhe, hüpfte Mariann oft den ausgeschöpften, schmalen Pfad zum Schlipf hinauf. Dort in der Stube, inmitten der lieben Kinder nähte es an seiner Aussteuer. Domini, der witzige kleine Kerl, wollte wissen, warum es auf einmal mit so viel Fleiß auf das Nähen

versetzen sei. Mariann sagte ihm leise: „Hättest Du aufgepaßt, statt geschlafen, dann müßtest Du heute nicht fragen. In einer schlimmen Nacht hab ich es Dir, in Dein kleines rotes Ohr gesagt, bei mir im großen Bett. Aber Du hast nicht zuhören wollen. Und warst doch der Einzige der es hätte erfahren können."

Wie oft saßen die beiden Schwestern in trautem Gespräch beisammen. Welch ein Friede war seit der überstandenen Todesgefahr in diesem Haus eingekehrt. Wie gnädig hatte Gottes Hand die blühende Gesundheit zurückgegeben und noch dazu die Angst und den Zorn vertrieben.

Auch in Großmutters Kammer stand ein Nähkörbchen und lagen, fertige und angefangene Näharbeiten auf der Kommode. „Gib mir doch noch von Deinen wewenigen Tagen so viel Du kannst, Mariann", sagte die Großmutter immer wieder, „ich habe Dir noch lange nicht alles gesagt, was Du für Dein Leben wissen mußt." Die Mutter kam, so oft sie sich freimachen konnte in dieses stille Zimmer hinauf. Drei Generationen saßen dort liebevoll vereinigt in der Arbeit für die Ausstattung einer neuen Familie. Denn Waschtücher und Schnupftüchlein zurechtstreichen, das konnte die Großmutter, mit samt dem Zittern ihrer Hände noch tun.

Im Vordersaß waren Handwerker eingezogen, Schreiner, Bodenleger und Maler. Der alte Melk stand immer dabei. Er versuchte sogar da und dort selber Hand anzulegen. Er schleppte noch Bodenbretter herbei, damit die Leute nicht zu viel Zeit mit solchen Gängen verlieren. Aber einmal machte er auf der Stiege einen falschen Tritt und lag darnach lange auf dem kalten Steinboden, bis ihn ächzend und stöhnend das Marieli fand.

Seitdem mußte er im Bett bleiben, konnte nur noch durch die offene Türe seine Anweisungen geben. Wie übel kam ihn das an. Wie viel Sorgfalt und praktischen Sinn verwendete er darauf, den beiden jungen Eheleuten ihr Nest hübsch einzurichten.

Wie sich ein Mann mit erhobenem Stock einen Weg durch die Beter bahnte

Der Kaplan schritt unaufhörlich in seiner Stube auf und ab. Den Rosenkranz in der Hand, ging er vom schönen Büffet zur Schlafzimmertüre und zurück. Dieweil er betend die Lippen bewegte, glitten seine Blicke doch immer wieder zum Fenster hinaus, zupfte er das Tischtuch zurecht, rückte ein Bild gerade oder eine Blumenvase um Fingersbreite nach rechts oder links.

Heute sollte ein liebes Brautpaar in den Eheunterricht kommen, mitten aus dem Schneewirbel herein in eine schöne Stube treten. — Er wollte ihnen den ganzen Gnadenhimmel des heiligen Ehesakramentes zeigen und sie einspinnen in die helfenden, übernatürlichen Kräfte.

Sie kamen, die jungen, lieben Leute, schüttelten den Schnee aus den Kleidern, und den Haaren, rieben die Schuhe zehnmal an den Teppichen sauber und getrauten sich kaum auf den hellgewichsten Boden zu treten.

„Wie freut es mich", begrüßte der würdige Priester die Beiden, „welche Freude ist es für mein altes Herz, Euch zwei hier willkommen zu heißen und Eueren ewigen Bund

vorzubereiten. Du Mariann, meine treue Helferin in der Kapelle, Du hast mir so viele Wünsche erfüllt, hast immer auf mein Alter und meine Gebrechlichkeit und auch auf meine Flausen Rücksicht genommen. Und Du, Enkel des Mannes, der die Kapelle in dem herrlichen Glanz hat wiedererstehen lassen und mein Haus so vortrefflich erneuert und eingerichtet hat. Seid mir gegrüßt von ganzem Herzen. Voll Dankbarkeit will ich den Segen Gottes auf Euch und Euere junge Familie herabrufen."

* * *

An einem Morgen des frühen Märzen kam der Tag über die zackigen Flühe hervor, trieb die Schatten und Nebel vor sich her, brach auf in herrlicher, klarsichtiger Bläue. In der Rohrweid, standen die glänzenden Schuhe bereit. Die schönsten Kleider lagen auf den Betten. Seit früh schon war Leben im Haus.

Die Mutter und Agnes kleideten die Braut, steckten den Schleier und den Myrtenkranz immer wieder neu, immer noch besser. Der hochzeitlich geschmückte Bräutigam durfte noch nicht eintreten, mußte warten, derweil sein Bruder mit Seppli im oberen Stock verschwand.

Dort war eine Verschwörung im Gang. Die beiden kräftigen jungen Männer trugen Wärmeflaschen, Pelze und Tücher zusammen. Das sollte eine Ueberraschung geben. Sie hüllten die Großmutter ein, bis ans Kinn und trugen sie samt dem alten Lehnsessel die Stiege hinab und den Festgästen nach in die Kapelle hinüber. Kein Wind wagte zu hauchen, kein Schneestäublein sich auf ihr weißes Haar zu setzen.

Nun sah sie zum ersten Mal die Kapelle in ihrer neuen Schönheit. Die Chorwände in der zarten Farbenpracht der neuerstandenen Bilder. Den Altar, das herrliche Schnitzwerk in funkelndem Gold, den hell erleuchteten Raum im Schmuck der Stukkaturen. Und das Bild der Gottesmutter in nie geahnter Schönheit. Davor knieten die beiden lieben Brautleute. So viel Freude, so viel inniges Glück durfte die Großmutter erleben.

Domini als Ministrant und Bläsis jüngster Bruder traten in würdigem Ernst aus der Sakristei hervor. Marianns Vater ließ sich nicht nehmen, auch jetzt als Sigrist zu walten. Die Kapelle füllte sich mit Leuten des Tales. Seppli blieb bei der Türe stehen, um jede Zugluft abzuhalten. Lautlose Stille senkte sich über die Häupter, da der Kaplan zum Altare schritt. Nur ein leises Schnupfen und Hüsteln kam aus Großmutters schwarzer Umhüllung, und nur das Knistern der Kerzen war zu vernehmen.

Schon erhob sich des Priesters brüchige Stimme, da ertönten harte Schläge an die Kirchentüre. Ein Poltern und Rumoren störte die heilige Handlung. Aergerlich drehten sich die Köpfe nach hinten. Der Kaplan hielt inne und sah, wie sich ein Mann mit Gewalt durch die Beter drängte, mit erhobenem Stock einen Weg bahnte, und dann mühsam hinkend hervorkam: der Uerte-Vogt. Schwer auf die Doggen sich stützend von Bank zu Bank, ließ er nicht ab, bis er zu vorderst bei seiner Schwiegertochter eine Art Kniebeuge versuchte und einen Platz erhielt.

Jetzt war der Uerte-Vogt da. Jetzt konnte die Ehe geschlossen werden.

Das Staunen der Leute, die wußten wie krank er bisher im Bett gelegen, wollte sich nicht beruhigen. Nur langsam gewann die Stille wieder den Raum.

Dann sprachen Bräutigam und Braut mit heller, freudiger Stimme ihr Ja. Dafür war er hergekommen. Das wollte der Uerte-Vogt hören und noch einmal in der neuerstandenen Kapelle den Segen des Priesters erhalten.

— Ende —